

II

L. 26604

f. 1/2

26604, II, L, f.

68
1866

8° br

Ein Held der Sternallee.

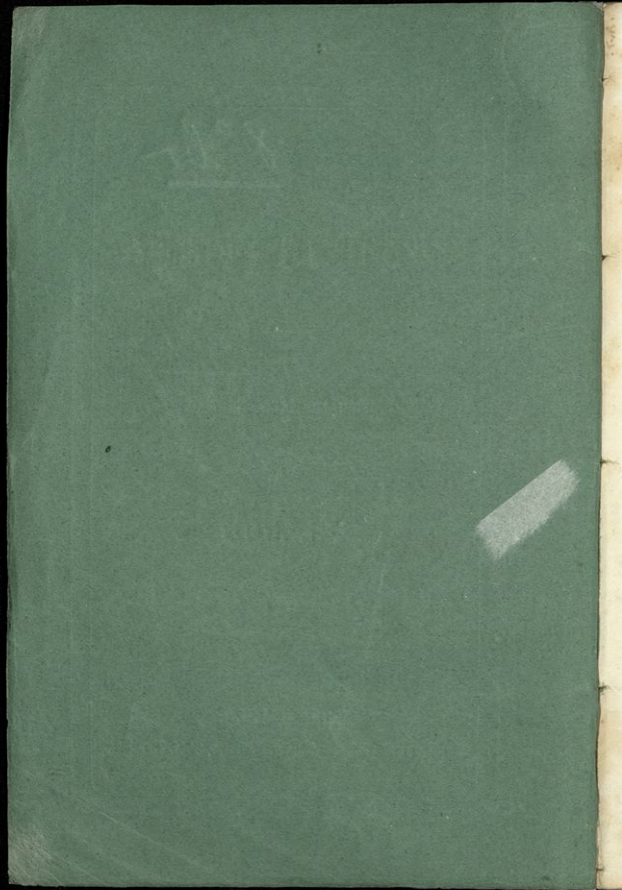
Roman aus der Gegenwart

von

Jakob Alésovc.

Leibach 1866.

Druck und Verlag von Ign. v. Kleinmayr & F. Bamberg.



Ein

Held der Sternallee.

Roman aus der Gegenwart

von

Jakob Aléšove.



Laibach 1866.

Druck und Verlag von Ign. v. Kleinmahr & F. Bamberg.

179

Handwritten title in Gothic script, likely "Handwritten Title" or similar.

Handwritten text, possibly a name or location, appearing upside down.

1790

Handwritten text, possibly a name or location, appearing upside down.

030038351

Handwritten text, possibly a name or location, appearing upside down.

Handwritten text at the bottom, possibly a name or location, appearing upside down.

Erstes Kapitel.

Der beharrliche Liebhaber.

Die Nachmittagssonne eines lauwarmen Frühlingstages hatte sich — um im Style moderner Romanologie zu beginnen — bereits entschieden gegen Westen geneigt, um auch diese Seite der Stadt Laibach zu beleuchten. Bekanntlich muß die Herbst-, Winter- und Frühlingssonne hier mit dem Nebelmeere gewaltig kämpfen, ehe es ihr gelingt, durchzubrechen, den Schauplatz zu behaupten und sich des Blickes der guten alten Stadt zu freuen. Die Bewohner, jung und alt, eilen dann, Studirstube, Arbeitskabinet, Ladentisch, Bureau zc. verlassend, ins Freie oder wenigstens unter Gottes freien Himmel, um dem wirklichen oder vermeintlichen Bedürfnisse nach Erholung abzuweichen. Es haben diese Gepflogenheit nicht nur die Bewohner Laibachs allein und es wäre dies gerade kein Zeichen von Wohlstand oder froher Laune; auch Unglückliche lockt die freundliche Wärme hinaus, denn das Eis des Schmerzes thaut da leichter auf, wie denn auch Jeremias an der Sonne sitzend den Untergang seiner Stadt besang und der große Philosoph und originelle Faullenzer Herr Diogenes sich selbst durch das Erscheinen des noch größeren Königs in seiner beschaulichen Ruhe an der Sonne nicht stören ließ.

Doch genug von allen diesen Jeremiaden und Diogenesen, die Laibach nicht gesehen hat. Und doch ist dieses so klein nicht, ja es ist bedeutender noch, als manche Stadt von Weltbedeutung, wie Babylon, Karthago, Troja, Palmyra, denn alle diese sind zu Grunde gegangen, Laibach sieht noch immer!

Darauf glaubte ich jene aufmerksam machen zu müssen, die so viel mit Wien, Paris und London herumwerfen, bei dem bloßen Worte „Laibach“ aber verächtlich die Nase rümpfen, als ob — Lassen wir das!

So viel glaube ich zur Beleuchtung des Schauplatzes sagen zu müssen, auf dem nachfolgende Begebenheiten spielen.

Es ist also ein lauwarmer Frühlingssachmittag, noch mehr, es ist ein Sonntag. Die Jour-Fix-Musik hatte eine zahlreichere Menschenmenge als gewöhnlich in die Sternallee, diesen Konzentrationspunkt der Stadt, gelockt. Glänzende Damenroben, billante Uniformen, Anzüge nach dem neuesten Journal, soeben aus Paris angekommen, daneben bescheidene, anspruchslöse Adjustirungen, ja sogar schäbige Kleider beweisen zur Genüge, daß die Gesellschaft sehr gemischt, daß also die Sternallee kein locus exquisitus der Noblesse sei, sondern das Bild der Stadt Laibach getreulich abspiegle. Man gewahrt da liebreizende Damen, deren Laibach eine große Anzahl aufweisen zu können das Glück hat; junge und alte Männer, theils mit modernen, theils mit in das vorige Jahrhundert hineinreichenden Anzügen und Gesichtern; Löwen des Tages und neunzehnjährige Greise und solche, die es werden sollen; Studenten, theils promenirend und Schulangelegenheiten beratend; endlich jene Spezies von Zweifüßlern, die Alles und Nichts sind, obwohl sie sich viel Ansehen zu geben suchen, alles Mögliche zu verstehen vorgeben, ohne etwas zu thun, mit Einem Worte, die nur theoretisch gebildet scheinen, ohne praktisch geschult zu sein.

Eine Gruppe letztgenannter Lions fesselt vorzüglich unsere Aufmerksamkeit. Wir treten näher: französische Worte und Silbensans accent treffen unser Ohr, und eben wollen wir entsetzt vor diesen fremden Geschossen zurückprallen, als wir einen Bekannten gewahren, der einer Gruppe junger Damen oder eigentlich dem Zentrum derselben, einer niedlichen Blondine von bezaubernder Erscheinung, nachsegelt. Der junge Mann oder vielmehr Jüngling — er zählt nicht ganz einundzwanzig Sommer — von schwärmerischem Aussehen, blauen Augen und jener Physiognomie, die, ohne gerade ein Genie vermuthen zu lassen, doch über das Niveau

des Alltäglichen ebenso hinausragt, wie seine Körpergröße über die von der Natur diesfalls minder begünstigten Spaziergänger, hatte während des verflossenen Winters auf einem Balle das Glück genossen, sein Ideal in seiner jetzigen Vorgängerin zu sehen. Seit dieser für ihn denkwürdigen Epoche hatte er sich jede nur denkbare Mühe gegeben und nichts versäumt, sich ihr zu nähern, allein vergeblich! Umsonst hatte er seine sehnsüchtigsten Blicke oft minutenlang auf der bezaubernden Gestalt haften lassen, umsonst war er ihr bei der Quadrille mehr als einmal auf das zarte Hühnerauge getreten, umsonst hatte er bei der Korfosahrt die größten Geschosse spielen lassen, umsonst sich endlich im Theater dicht vor ihre Parterre-Loge postirt und ihr so die ganze Aussicht versperrt! Die Undankbare ging bei diesem letzteren Anlasse sogar so weit, ihren Vater auf den „zudringlichen und ungezogenen Menschen“ aufmerksam zu machen, was eine beinahe grobe Zurechtweisung und die Frage zur Folge hatte, „ob denn der Herr durch seine Impertinenz imponiren wolle?“

Diese prosaische Trause jedoch, weit entfernt, seine poetische Begeisterung abzukühlen, war vielmehr Del ins Feuer; eine Intrigue, meinte der romanbelesene Albert — so wollen wir ihn nennen — gehört zu einer Liebesgeschichte und macht sie interessant, und am Ende muß doch der Held siegen, oder — besiegt werden!

Der letztere, nicht nur in Romanen und Dramen, sondern auch im wirklichen Leben vorkommende Umstand war es, der unsern Albert zur Einsicht gebracht hatte, daß er durch ganz andere Mittel das Herz seiner Auserwählten zu gewinnen trachten müsse; deshalb begnügte er sich vorläufig damit, ihr wie ein Schatten zu folgen, es dem Zufalle überlassend, wann und ob sich eine passende Gelegenheit darbieten würde, ihr gegenüber alle seine Vorzüge im glänzendsten Lichte strahlen zu lassen, denn er glaubte, deren eine bedeutende Anzahl zu besitzen.

Die Musik ist verstummt, die Regimentskapelle verläßt den Pavillon. Nach und nach verlieren sich auch die meisten Spaziergänger, nur der oben erwähnten Gruppe und Herrn Albert ist die Frühlingsluft nicht mehr zu scharf. Im lebhaftesten Gespräch, oft

laut aufschend, wie es muthwillige Kinder zu thun pflegen, scheinen sie die Umgebung gänzlich zu ignoriren. Wären wir neugierig und verböte es nicht die Etikette, so könnten wir nicht nur einzelne Worte hören, sondern den Inhalt des ganzen Gespräches errathen; allein dies thun wir nicht, sonst würden wir jenen Herrn oder jungen Mann nicht gewahren, der den Damen soeben entgegenkommt. Seine Tonniere ist untadelhaft, ebenso seine Frisur; er zieht höflich und doch etwas verwirrt scheinend den Hut, und — dürfen wir unsern Augen trauen? — die junge Dame, welche wir Amalie nennen wollen, erröthet und schlägt schüchtern den Blick zu Boden. Dies soll zwar unter jungen Leuten öfters vorkommen, wir wissen es von — der Schule her, aber äußerst selten zeigen sich so verführte Physiognomien, wie die des jungen Albert, der nahe genug war, diese momentane kaum bemerkbare Veränderung wahrzunehmen.

Einen Moment stand er wie eingewurzelt da, dann stürzte er, einem Rasenden gleich, seinem vermeinten Feinde und, wie es den Anschein hatte, glücklicheren Nebenbuhler nach.

„Mein Herr, folgen Sie mir, wenn Sie ein Ehrenmann sind! Wir müssen uns sprechen.“

Der so Angefahrene wandte sich erstaunt um und blieb stehen, seinen Mann fixirend, als ob er an dessen Verstande zweifelte.

„Was fordern Sie denn von mir?“ sprach er dann gelassen. „Ich glaube, hier könnten Sie ebenfalls ohne Anstand reden.“

„Sie suchen Ausflüchte? Sie wollen mir nicht folgen? Nun denn, so erkläre ich Sie hier für einen Unverschämten, einen Heuchler, einen Schuft! Wollen Sie noch mehr, oder klingt Ihnen das beleidigend genug?“

Nach diesen in sehr gereiztem Tone gesprochenen Worten stand der Fremde wie vom Donner gerührt eine Minute bewegungslos, um dann achselzuckend zu erwidern:

„Sie verkennen mich offenbar, oder Sie sind verrückt! Im ersteren wie im letzteren Falle habe ich nichts mit Ihnen zu schaffen.“

Damit ging er seiner Wege. Wir verlassen Albert in seinem aufgeregten, keiner Erwägung und keines vernünftigen Gedankens fähigen Zustande und folgen den Damen, die von der Ferne Zeugen dieser Szene gewesen waren, ohne sie zu begreifen; da sie indeß in eine Gasse einbiegen, durch die uns unser Weg nicht führt, so verlieren wir sie bald aus dem Gesichte.

Ob ihnen Albert folgte? Wir wissen es nicht und zweifeln daran; der Verlauf der Geschichte wird uns darüber aufklären.

Zweites Kapitel.

Die beiden Freundinnen.

Vielfach sind die prächtigen, mit Luxus ausgestatteten Gemächer sogenannter Heldinnen des Tages oder der Demimonde gepriesen worden, ja manche Romane erzählern eben durch diesen Glanz und suchen durch phantasiereiche, meistens übertriebene Schilderungen der Art das zu ersetzen, was ihnen an Gehalt oder Moral fehlt. Das Boudoir, worin wir unsere Heldin von gestern treffen, enthält nichts derartiges; nicht als ob Laibach zu unansehnlich wäre für diesen Pomp und in dieser Beziehung den Rang hinter andern Großstädten einnahme, o nein, sondern die jungen Damen, mögen es nun Frauen oder Fräulein sein, sind an und für sich interessant und schön genug und folglich selbst die größte Zierde ihrer Boudoirs. Was soll dann der übrige Plunder? Ein Piano, ein Arbeits- und ein Toilettentisch, ein Fauteuil und einige Spiegel sind die unentbehrlichsten Möbel; Journale werden gesucht, andere Bücher häufig geduldet, seltener gelesen, denn die Damen überlassen Gelehrsamkeit und Politik wohlweislich den Männern.

Will man einwenden, daß dies so ziemlich überall der Brauch sei, so will ich gar nicht indignirt sein, denn dadurch wird ja nur konstatiert, daß trotz des Satzes: „Andere Länder, andere Sitten,“ doch die Damen überall dieselben Eigenschaften besitzen, wenn auch in einem höheren oder niederen Grade.

Wir nennen dieses Boudoir ein geheimes. Zur Beruhigung unserer geehrten Leser müssen wir jedoch ausdrücklich bemerken, daß wir darunter kein Boudoir meinen, wie es in den Schauerromanen vorkommt, und daß dem Prädikate „geheim“ nichts Schreckliches zu substituiren ist, sondern daß es nur deshalb so heißt, weil Familiengeheimnisse und Herzensangelegenheiten darin erledigt zu werden pflegten; Grund genug zu dieser Bezeichnung.

Das schwärmerische Wesen von gestern liegt malerisch hingegossen auf einem elastischen Sopha, und tiefe Melancholie scheint sich desselben bemächtigt zu haben; die Finger spielen mit der prächtigen Stickerei, die halb vollendet an dem einfachen aber geschmackvollen Anzuge herabhängt. Womit mag sich wohl ihr Geist in diesem Augenblicke beschäftigen? Junge Mädchen pflegen gemeinlich nicht viel zu grübeln.

Vor ihr auf dem niedlichen Tischchen liegt ein rosafarbiges Papier, dessen man sich mit Erfolg zu zärtlichen Zwecken zu bedienen pflegt. Aber das Fräulein ist jung, sehr jung, fast zu jung, um mit Billets d'Amour vertraut zu sein; wir wollen das zierliche Billetchen vielmehr für den Brief irgend einer eben so schönen Freundin halten.

Doch still! Amalie regt sich, sie scheint aus ihrer Melancholie zu erwachen, ihre zarte Hand langt mechanisch nach dem Briefchen.

„Welche Wollust, diese von Liebe duftenden Zeilen zu lesen; welche Wonne, zu wissen, daß man selbst Gegenstand der unbegrenztesten Verehrung ist! Wie schön, ach wie schön!“

So haucht sie, das blitzende Augenpaar über die zierlichen Zeilen gleiten lassend, um dann plötzlich mit veränderter Stimme fortzufahren:

„Wenn aber das alles nur Heuchelei wäre! Wenn er mich leichtgläubiges Kind bethören wollte! Ach, dann wäre ich namen-

los unglücklich, ich würde die Enttäuschung nicht überleben! — Doch das kann nur die reinste Liebe eingeben, er schreibt so süß, so überwältigend, so hinreißend. Nein, nein, er kann nicht lügen!“

Im Uebermaße der Freude ob dieser der Unerfahrenheit ihres Herzens zufolge ganz richtigen Wahrnehmung erhebt sie sich und will, nachdem sie das Billet sorgfältig verborgen, zum Piano, offenbar um ihren stürmischen Gefühlen auf diesem ihren Lieblingsinstrumente Ausdruck zu geben. Es ist dies ein probates Ableitungsmittel der allzu großen Freude und des Schmerzes und trägt dazu bei, das Herz zu beruhigen, wenn man auf seine eigene Gesellschaft angewiesen ist.

Amalie ist, gleich vielen Laibacher Damen, wenn auch keine Virtuosa, doch eine gewandte Klavierspielerin. Anfangs gleiten die Finger leise und ziellos über die Tasten, ohne einen begonnenen Gedanken festzuhalten; nach und nach deutet das Crescendo die unruhigen und wechselnden Empfindungen ihres Herzens an, die zuletzt in einem stürmischen Fortissimo den höchsten Grad der Aufregung erreichen. Aber der Sturm dauert nicht lange an, er legt sich allmählig, die Töne werden bestimmter, öfters verliert sich die Hand in das sanfte Moll, die Melodie erhält einen ruhrenden Ausdruck, sie gleicht der hinreißenden und doch so zum Herzen sprechenden Stimme der Nachtigall, bis sie endlich in einem sanften Pianissimo dahinstirbt.

In diesem Augenblicke verläßt ein zweifelhaft aussehendes Individuum, das bisher planlos auf dem Trottoir auf und ab gegangen, die Gasse und entfernt sich eiligst nach einem anderen Theile der Stadt.

Es gibt im menschlichen Leben Augenblicke, in denen die Stimmung über sehr Vieles entscheidet; dies besonders dann, wenn man sich selbst überlassen ist und keine fremden Eindrücke auf uns einwirken. Ein derartiger Moment scheint auch für Amalien gekommen zu sein, denn sie starrt jetzt in Gedanken vertieft vor sich hin, und ohne Zweifel würde sie in dieser Apathie — man erlaube uns einen für äußere Eindrücke unzugänglichen Zustand

der innern, geistigen Thätigkeit so zu nennen — noch länger versunken gewesen sein, wenn nicht der Eintritt einer gleichfalls jungen Dame von nicht minder einnehmendem Aeußern sie gestört hätte.

Sofort erhob sich Amalie und ging der Eingetretenen mit einer Miene entgegen, aus der sogar jeder Uneingeweihte auf ein intimes Freundschaftsverhältniß schließen mußte.

„Ah, schön, daß Du kommst, Fanny! Eben wollte ich zu Dir, denn ich fühle das dringendste Bedürfniß nach Zerstreuung, und diesem Bedürfniße verstehst Du am besten abzuhelpen.“

Hierauf geleitete sie die Freundin zum Sopha und zog dieselbe zu sich nieder. Wahrlich! ein schöneres Paar hätte man vergeblich gesucht! Fanny war schön, ja mehr, sie war hinreißend; und doch war es nicht das Regelmäßige ihres Antlitzes, nicht das schöne Ebenmaß und der tadellose Wuchs ihres Körpers, nicht die Fülle der Formen, noch auch die Rundung der Glieder, was ihr den höchsten Grad von Liebenswürdigkeit verlieh, sondern es war über ihre ganze Erscheinung jener Zauber, jene Anmuth verbreitet, die unwiderstehlich fesselt und ein Herz ahnen läßt, um dessen Besitz jedermann zu beneiden ist.

„Verzeihe, liebe Amalie,“ begann Fanny, nachdem sie Platz genommen, „wenn ich allsogleich mit der Thüre in's Haus falle. Allein, ich bin zu aufgereggt, zu entriistet, mich zurückhalten zu können.“

„Wie? Du entriistet! Was kann Dir Veranlassung dazu gegeben haben? Doch nicht Dein Mann?“

„Weit entfernt! Der hat kaum die Zeit dazu; sein Beruf fesselt ihn beinahe den ganzen Tag an sein Komptoir. Uebrigens,“ fügte sie etwas bitter bei, „ist er, gelinde gesagt, beinahe zu gleichgiltig gegen mich, ein Quentchen mehr Wärme würde ihn vortheilhaft verändern.“

„Bist Du also unzufrieden mit ihm?“

„Das gerade nicht, aber zufriedener wäre ich jedenfalls, wenn er mir mehr Aufmerksamkeit widmen wollte. Doch lassen wir das; ich bin ohnehin zu aufgereggt und könnte ihm in meinem Unmuth Unrecht thun. Ich will Dir lieber die Ursache meiner Entriistung

angeben. Als ich aus meiner Wohnung trat, bemerkte ich einen jungen Herrn von sonst hübschem Aussehen, welcher mich beinahe zudringlich ansah. Um ihm auszuweichen, bog ich in eine andere Gasse ein, allein er verfolgte mich hartnäckig und wußte es so einzurichten, daß er bei einer Wendung der Straße mir gegenüber stand. Dadurch bekam ich Gelegenheit, seine Züge zu unterscheiden und — rathe, wer es war?“

„Mein Gott, wie kann ich das, wenn Du nicht einmal einen leitenden Faden dazu gibst. Es laufen allzu viele junge Herren in der Stadt herum, als daß blos dieses Merkmal bezeichnend genug wäre.“

„Und doch mußt Du ihn kennen! Gestern bei der Promenade in der Allee grüßte er Dich!“

Bei dieser direkten Anspielung übergoss Amaliens Wangen eine Purpurröthe, was Fanny nicht entging; doch schnell sich fassend erwiderte sie anscheinend unbefangen:

„Mich? Es ist leicht möglich, daß mich jemand grüßte, denn mein Vater hat viele Bekannte, die in unser Haus Zutritt haben.“

„Aber es sind nur griesgrämige alte Herren, fast sämmtlich Garçons oder Witwer, wie er selbst, und vor diesen wirst Du kaum erröthen. Besinne Dich genauer! Eine elegant gekleidete Figur von mittlerer Größe, mit schwarzem Barte und dem Anscheine nach noblen Manieren. Nun?“

So in die Enge getrieben, befand sich Amalie in einer sehr kritischen Lage; sie mußte alle weiblichen Künste anwenden, um sich nicht zu verrathen, denn das wollte sie selbst ihrer vertrauesten Freundin gegenüber nicht thun. Junge Mädchen wissen Geheimnisse zu bewahren, besonders wenn dieselben sie selbst betreffen. Sie entschloß sich daher zu dem einzigen Mittel, das unter so bewandten Umständen sie aus der Affaire ziehen konnte, nämlich die Sache als einen nicht übel erdachten Scherz aufzufassen, um so den Scharfsinn der Freundin zu täuschen und allmählig zu einem andern Thema zu übergehen. Andererseits war sie indeß etwas neugierig, was junge Mädchen und Frauen sonst nicht zu sein

pflegen, und das Abenteuer ihrer Freundin erregte vorläufig ihr ganzes Interesse. Deshalb entgegnete sie nach einer Weile:

„Ich sehe, Du willst mich glauben machen, der Gruß jenes Mannes hätte mir gegolten. Doch verzichte ich zu Deinen Gunsten auf die Ehre, der Gegenstand jener Aufmerksamkeit gewesen zu sein. — Wenn's Dir beliebt, so fahre in der Erzählung Deines Abenteuers fort!“

„Gut! Als ich ihn erkannte, trat ich unter einem Vorwande in ein Gewölbe, um ihm Zeit zu lassen, sich zu entfernen; allein statt dessen musterte er anscheinend sehr aufmerksam die Auslage und hatte sogar die Kühnheit, einzutreten und sich allerlei Kleinigkeiten vorlegen zu lassen. Da mein Mittel mich nicht zum Ziele geführt hatte, so entfernte ich mich ebenso eilig. In der Hoffnung, er werde mich aus den Augen verlieren, machte ich Kreuz- und Querzüge durch viele Gassen und langte in eben dem Augenblicke vor Deiner Wohnung an, als er um eine Ecke bog, um mir wieder entgegen zu kommen. Was soll ich aus einem solchen Benehmen für mich folgern?“

In Amaliens Herz kämpften die widerstreitendsten Empfindungen. Einerseits lag der Zweck der Verfolgung Fanny's klar am Tage und konnte nicht mißdeutet werden; andererseits konnte sie an der Wahrheit des eben Gehörten kaum zweifeln, und schon war sie auf dem Punkte, den eben erhaltenen Brief — unsere Leser werden errathen haben, von wem er kam — vorzuzeigen, um die ganze Niederträchtigkeit des Unverschämten aufzudecken, als ihr noch rechtzeitig befiel, die Freundin könnte sich in der Person auch getäuscht haben, denn in dem Bilette athmete jede Zeile die aufrichtigste Liebe; so konnte nur das reinste Gewissen sprechen, es war keine Spur von Verstellung oder erheucheltem Gefühle. Auf diese Art suchte das unerfahrene Herz denjenigen zu entschuldigen, dem es sich bereits hinzugeben begonnen.

Trotzdem sich Amalie bemühte, ihre Aufregung zu verbergen, so gelang ihr dies doch nicht ganz. Fanny bemerkte es und fuhr fort:

„Meine Vermuthungen scheinen also doch auf haltbaren Gründen zu beruhen! Sollte er Dir näher stehen, als ich glaubte?“

In diesem Falle ist sein heutiges Benehmen jedenfalls unerklärlich und geeignet, einen sonderbaren Schatten auf ihn zu werfen.

„Kennst Du ihn näher?“

„Ich? Wie sollte ich dazu kommen! Ich sprach noch nie ein Wort mit ihm.“

„Dann ist er ein Abenteurer, der nichts Gutes im Schilde führt.“

„Vielleicht beruht die ganze Geschichte auf einer Verwechslung von seiner und auf einem Irrthume von Deiner Seite. Eine zufällige Aehnlichkeit...“

„O nein! Der durchbohrende Blick seines unheimlich leuchtenden Auges wird mir unvergeßlich bleiben. — Doch es scheint, als ob meine Erzählung Dich nicht sonderlich erbaut hätte; Du bist plötzlich auffallend wortfarg geworden. In einer solchen Stimmung ist jede Gesellschaft unwillkommen, ich entferne mich deshalb, um Dich Deinen eigenen Gedanken zu überlassen.“

Sie erhob sich und entfernte sich, ohne von Amalie zurückgehalten zu werden. Diese sank erschöpft in das Sopha zurück und überließ ihr Inneres den Kämpfen, die durch das eben Gehörte hervorgerufen worden waren.

Als Fanny die Straße betrat, spähetete sie ängstlich umher, ob sich ihr Verfolger wieder irgendwo blicken ließe. Außer einigen Arbeitern und geschäftigen Trägern war keine männliche Person sichtbar. Beruhigt setzte sie also ihren Weg fort, ohne zu bemerken, daß ein Unbekannter ihr von Ferne nachschlich. Als sie ihre Wohnung erreichte, stand der Unbekannte still, wandte sich um und verlor sich nach einem mit unterdrückter Stimme ausgestoßenen „Gut“ in eine enge Gasse.

Drittes Kapitel.

Der Abenteurer.

Laibach, die Stadt des Lichtes, hat nur wenige enge Gassen aufzuweisen und ist deshalb selbst gegen größere Städte bedeutend im Vortheile. Enge Gassen sind bekanntlich der Schauplatz nächtlichen Lasters, sie sind Schmutzstellen der Städtebilder. Es floriren darin jene dunklen Thaten und Skandale, die bei Tag die Sonne, zur Nachtzeit das Licht scheuen. Hier sammeln obscöne Romantiker und Dichter von Schauerdramen ihren Stoff, theils weil da wirklich viel Mysteriöses geschieht, was selten ans Tageslicht kommt, theils weil die schauerlichsten Ausgeburten der Phantasie natürlicher erscheinen, wenn man dem dunklen Bilde einen ebenso dunklen Rahmen oder einen finstern Hintergrund gibt.

Laibach also erzellirt durch derlei Gassen nicht, obschon selbst dem unbefangenen Spaziergänger ein paar solcher Kommunikationswege auffallen; doch tragen selbst diese bei weitem nicht jenen unheimlichen Charakter der Straßen Londons u. s. w. an sich, der rechtschaffenen Menschenkindern Grauen einflößt und sie vor dem Betreten derselben abschreckt, sondern sie gewähren, wenn sie auch enge sind, dennoch einen mehr oder minder freundlichen Anblick.

Durch eine dieser Gassen beliebe uns der Leser zu folgen. Wir führen ihn in eines der letzten Häuser drei Treppen hoch und betreten ein Dachzimmer, welches allen an ein solches zu stellenden Anforderungen vollkommen entspricht. Es hat nur ein Fenster, dessen Licht dasselbe nothdürftig beleuchtet, ein Umstand, der den sporadisch vorkommenden Möbelstücken zu Gute kommt. Ein paar Stühle, ein hinsälliger Tisch und ein zweifelhaftes Sopha, das zugleich zur Bettstatt gedient zu haben schien, bilden die ganze Ausstattung des Zimmers, das die Aussicht über die Giebel der Nachbarhäuser hinweg auf den Schloßberg hat. Dieser mehr als einfachen, alles Schmuckes und jeder Bequemlichkeit baren Ein-

richtung nach zu folgern müßte es eine Kumpelkammer vorstellen und eher Mäusen und anderen Thieren des Dachbodens zur Wohnung dienen, als einem menschlichen Wesen. Und doch sehen wir eine menschliche Gestalt auf das Sopha hingestreckt, die sich zur Bequemlichkeit und wegen nicht zureichender Länge des Möbels einen invaliden Stuhl zur Unterlage der Füße beigezogen. Befremdet uns schon der Aufenthalt eines Menschen in dieser Kammer, so erstannen wir noch mehr, in dem nachlässig Ausgestreckten unsern eleganten Bekannten aus der Sternallee und den angeblichen Verfolger Fanny's zu erkennen. Wie kommt der elegante junge Mann in diese Umgebung? Still, er scheint sprechen zu wollen; vielleicht gibt er selbst den Schlüssel des Räthfels!

„Ein verdammt miserables Logis für einen Chevalier meines Schlages!“ so beginnt er, sich streckend, „ich muß in Kürze ein besseres auffindig machen, denn die Furcht, in dieser Stadt ausgeforscht zu werden, schwindet von Tag zu Tag. Ja, seit einiger Zeit ist mir das Schicksal hart auf den Fersen. Wohin ich mich wende, was ich unternehme, alles mißlingt mir und das Glück entschlüpft gleich dem schlüpfrigen Aale, wenn ich es schon gepackt habe und festhalten zu können glaube. Es gehört wahrlich eine stählerne Natur dazu, muthig auszuharren. Nun habe ich meine letzte Angel ausgeworfen, bleibt an dieser kein Fisch hängen, dann Adieu! Dank der Mutter Natur, die mich mit so guten körperlichen Vorzügen ausgestattet, und meinen Goldvögeln, die ich bei meinem Abzuge mitgehen ließ und die mich wenigstens einstweilen zu einem reichen Manne machen, reussirte ich bis jetzt wenigstens bei den Damen, allein die goldene Quelle ist bereits dem Versteigen nahe und ich muß mich zu restauriren trachten. Wenn dieser Wurf gelingt, dann bin ich wenigstens bis auf weiteres geborgen.“

Der materielle, spekulirende Philosoph wurde in seinem eigenthümlichen Gedankengange plötzlich durch ein Pochen an der Thüre unterbrochen, welches ihn bewog, seine bisherige Stellung zu ändern. Die Thüre knarrte in den rostigen Angeln, und herein trat jenes Individuum, welches wir der jungen Frau von weitem fol-

gen gesehen. Derlei Gentlemen gibts in jeder Stadt; sie zählen zu jener Klasse von Zweifüßlern, die um Geld alles thun, jedermann Treue schwören, der sie am besten bezahlt, und mitunter Dienste leisten, zu denen sich rechtschaffene Menschen nicht verwenden lassen. Es sind dies Leute von zweifelhaftem Aussehen und noch zweifelhastem Rufe, deren Zahl mit der Bevölkerung und Größe der Stadt in Proportion steht. Sie sind vorzüglich geschult zu geheimen Missionen und geben im Betretungsfalle selten ihren Padrone an. Sie erholen sich von allen Niederlagen erstaunlich schnell, da sie als Stadtkinder eine Katzennatur besitzen und sich nicht leicht ins Bockshorn jagen lassen.

Unser Mann war gleichfalls ein Hidalgo dieser Sorte, eine Mißgeburt, wie die meisten dieses Schlages, denn nicht einmal das Gesicht war an ihm symmetrisch. Trotzdem verriethen seine lebhaften Augen eine ungewöhnliche Beobachtungsgabe und einen bedeutenden Scharfblick, wie er allen Spitzbuben eigen.

Nach seinem Eintritte blieb er stehen, einer Frage gewärtig.

„Nun wie steht die Sache? Was hast Du in Erfahrung gebracht?“

Der Rothe, der Farbe seines Haares wegen so benannt, machte auf die Frage ein Gesicht, als ob er eben etwas Unverdauliches verschluckt hätte, ohne zu antworten.

„Hast Du denn keine Sprache, um mir zu antworten?“

„Verzeihen Sie,“ erwiderte der Rothe, sich so viel es seine verwachsene Gestalt erlaubte, in Positur stellend, „Unsereiner hat auch Ehre im Leibe, und es überkommt ihn ein gar so miserables Gefühl, wenn er gleich einem Hund schlechtweg mit „Du“ angefahren wird. So viel ich mich übrigens zu erinnern glaube, sind wir noch keine Busensfreunde; wenn Sie mich bezahlen, so leiste ich Ihnen wichtige Dienste, und so sind wir quitt!“

„Eine ganz richtige Argumentation,“ lachte der junge Mann, „eines solchen Ehrenmannes würdig.“ Doch deshalb wollen wir nicht streiten. Ist das Wort „Ihr“ genügend?“

„Meinetwegen, obschon das noble „Sie“ passender wäre. „O, ich hatte,“ sprach er mit Aplomb, sich in die Brust werfend,

„die Ehre, ganz respektablen Cavalieren zu dienen und mich einer ganz vorzüglichen Behandlung zu erfreuen.“

„Das alles glaube ich Euch, indeß ist es für mich nur Neben- sache. Wollt Ihr nicht die Gefälligkeit haben, zur Hauptsache überzugehen?“

Geschmeichelt durch diese höfliche Bitte, begann der Rothe: „Den anvertrauten Brief wußte ich in die Hände des bewuß- ten Fräuleins zu spielen.“

„Weiter! weiter!“

„Gut Ding braucht Weile, sagt ein Sprichwort, ich wußte also den Brief in den Händen des Fräuleins und wartete dem Auftrage gemäß, um etwas bemerken zu können.“

„Und was bemerktet Ihr denn?“

„Nichts von Bedeutung! Lange war alles still und ruhig, dann hörte ich die Töne eines Klaviers.“

„Gut, gut! Weiter!“

„Unter allen Geräuschen hatte ich die Musik am meisten, und nur Ihres Auftrages halber harrete ich aus, bis das Instru- ment, nachdem es bald fürchterlich gerast, bald leise gesummt, end- lich gänzlich verstummte.“

„Brachen die Töne plötzlich ab, oder verstummten sie nur allmählig?“

„Es kam mir vor, als ob sie sich in der Ferne verlören. Doch wozu alle diese eingehenden Fragen?“ schloß der Rothe mißtrauisch und seinen Mann scharf fixirend.

„Das geht Euch durchaus nichts an, ich habe zu fragen, nicht Ihr, deshalb bezahle ich Euch. Was ist's mit dem zweiten Auf- trage? Habt Ihr die Wohnung jener Dame ausforscht?“

„Zawohl, hier ist die Adresse!“

Mit diesen Worten überreichte er dem jungen Manne einen Zettel, welchen dieser besah und dann in seiner Briestafche verwahrte.

„Für heute ist's gut! Morgen sucht mich wieder auf, viel- leicht habe ich neue Aufträge. Ihr findet mich hier um dieselbe Stunde; solltet Ihr's indeß noch früher nöthig haben mit mir zu reden, so gebt mir irgend einen Wink. Verlaßt mich jetzt!“

„Ich bin's zufrieden! Habe ohnehin ein Privatgeschäftchen vor, denn Unserer liebt auch sein Amüſement.“

„Thut, was Euch beliebt, nur verlaßt mich!“

Der auf diese zarte Art Entlassene verschwand durch die Thür und der Schall seines eigenthümlich schleichenden Trittes verlor sich in der Tiefe der Treppen.

Sobald er fort war, zog der Zurückgebliebene seine Brieftasche hervor und besah den erhaltenen Zettel mit der Adresse der jungen Dame.

„Der Kerl ist verwendbar, wenn auch etwas störrisch und auf seine Ehre pochend. Falls es eine Banditenehre gibt, so hat er jedenfalls einen guten Ausspruch darauf. Den Brief hat er abgegeben; bin auf den Erfolg sehr gespannt. Hat der Kerl übrigens richtig gehört und die Wahrheit berichtet, so bin ich meines Sieges gewiß. Neulich bei der Promenade erröthete sie und schlug den Blick zu Boden; ein untrügliches Zeichen, wenn auch die Phantasien auf dem Klavier nicht ein weiteres Augurium wären. O Weiber, wie schlecht könnt ihr eure Geheimnisse verbergen!“

Wieder ging er eine Weile nachdenkend auf und ab, um dann fortzufahren:

„Mein Emissär ist, glaube ich, verschwunden. Ich muß mich bemühen, zu der heute gemachten Bekanntschaft Zutritt zu erlangen. Die Adresse weiß ich, im Uebrigen verlasse ich mich ganz auf den Zufall. Zwei Verhältnisse auf einmal sind zwar immerhin eine gewagte Sache, aber wenn eines nicht zum Zwecke führt, so bleibt doch das andere noch.“

Nach diesen im Grunde richtigen Expektorationen brachte er die in Folge seiner vorigen Situation etwas derangirte Toilette in Ordnung, verließ die Wohnung, und nachdem er sich überzeugt, daß sein Trabant nirgends zu sehen war, schlug er die Richtung nach dem Hauptplatze ein.

Scheinbar planlos gelangte er vor das auf der Adresse bezeichnete Haus. Das Erste, was ihm ins Auge fiel, war ein Anschlagzettel des Inhaltes, daß im zweiten Stocke ein Zimmer für einen soliden, unverheirateten Mann zu vermietthen sei.

„Ganz erwünscht,“ jubelte er, „besser konnte es sich nicht treffen. Mein bisheriges Logis hat ohnehin ein mehr als primitives Aussehen; es ist nur gut, daß es zugleich in der allererbärmlichsten Gegend der Stadt gelegen ist. Trotzdem oder vielmehr gerade deswegen behalte ich es bei und werde es als Empfangszimmer benutzen. Mein Spion und Botschafter soll hier niemals gesehen werden.“

Hierauf verfügte er sich ins Haus, um das Nähere zu erfahren. Der Hausherr, ein beleibter, gutmüthiger Mann, erwies sich sehr gesprächig und zuvorkommend; er gab bereitwilligst Auskunft über alles, was sein Haus bewohnte, zeigte dem „Herrn“ das fragliche Zimmer, eine Anstalt, halb so breit als lang, sonst gerade nicht merkwürdig; ferner erklärte er sich sogar bereit, ihn sämmtlichen Parteien vorzustellen, was indeß der junge Mann aus guten Gründen ablehnte, indem er sich mit der Auskunft begnügte, daß im ersten Stocke ein junges, seit kurzer Zeit erst verheirathetes Ehepaar wohne, dessen männliche Hälfte nur selten zu Hause sei. Hierauf entfernte er sich mit der Andeutung, noch heute das Zimmer beziehen zu wollen, seine Effekten indeß erst in einigen Tagen nachkommen zu lassen.

In der Abenddämmerung traf er nun wirklich ein, und zwar angeblich ohne Effekten; wer ihn jedoch genauer betrachtet hätte, als der Hausherr, dem hätte ein Zuwachs an seinem Körperrumfang auffallen müssen. Der Hausherr jedoch kümmerte sich um dergleichen Nebendinge nicht, sondern zeigte sich zufrieden, als der neue Ankömmling den Miethzins im Voraus bezahlte und einen Namen ins Protokoll schrieb. In diesem Punkte steht unser Hausherr nicht vereinzelt da. Diese Klasse von gewöhnlich reichen Menschenkindern hat nur in Geldangelegenheiten ein sehr zartes Gewissen, mit dem Uebrigen nimmt sie es jedoch bei Weitem nicht so genau.

Sobald sich der neu Eingezogene innerhalb des gemietheten Raumes befand, entledigte er sich eines Theiles seines Anzuges und suchte sich so wohnlich als möglich einzurichten. Die Bequemlichkeit indeß schien der Zweck seiner Ueberstiedelung nicht zu sein,

denn er gab sich nicht einmal Mühe, die in leidlich gutem Zustande befindlichen Möbel einer näheren Betrachtung zu würdigen, sondern brannte sich eine feine Zigarre an und maß, in Gedanken vertieft, mit großen Schritten den viereckigen Raum, dann blieb er vor dem auf die Gasse zeigenden Fenster stehen und hob mit unterdrückter Stimme also an:

„Der Mittheilung des geschwägigen Herrn nach ist also die Dame verheiratet. Dieser Umstand ändert den Plan des Feldzuges. Der Mann ist selten zu Hause, ein Zeichen, daß die Honigwochen bereits vorüber sind und die zwei nicht an allzu großer Liebeskrankheit laboriren. Desto besser, die Eroberung wird dadurch bedeutend erleichtert. Dabei ist zwar nicht viel zu gewinnen, aber es verschafft doch ein Amüsement zum Zeitvertreibe, bis mein Hauptplan gelingt. Das andere Dämchen ist aus reicher Familie und einzige Tochter eines behägigen Rentiers, der nur für sie und für Kälbernes mit Salat schwärmt. Ich habe also ein aufgelegtes Spiel. Freilich ist damit eine ganz kleine Fatalität verbunden, ich müßte sie nämlich heiraten. Pah! die Zeremonie ist bald vorüber, und wenn ich die Mitgift habe, mache ich mich aus dem Staube. Meine Frau kann sich dann meiner wegen in den Armen eines anderen trösten.“

So ungefähr raisonnirte der praktische Philosoph, der, wie aus seiner Rede zu schließen, trotz seiner Jugend viel sogenannte Welterfahrung und wenig Herz besitzen mußte.

Es war bereits tiefe Nacht, allein ein junger, unternehmender Mann liebt die frühzeitige Ruhe nicht, und in den Städten ersten und zweiten Ranges — zu den ersten zählt sich Laibach selbst, zu den zweiten wird es gezählt — beginnt das ordentliche Amüsement eines Lions come il faut erst bei dem Scheine des Gaslichtes, Grund genug, um den jungen Fremden zu einem nochmaligen Ausgehen zu vermögen. Zugleich lernte er auf diese Art die Gesellschaft, folglich die Stadt, genauer kennen und konnte vielleicht manches erfahren, was seinen Absichten zweckdienlich schien. Nachdem er also nochmals Toilette gemacht, sperrte er seine Wohnung ab und eilte mit einem riesigen Haushorschlüssel

in der Tasche seines Pantalons das Trottoir hinab über die Schusterbrücke der Sternallee zu, wohin ihn die Töne einer rauschenden Musik lockten. Man feierte gerade die Eröffnung des Kasinogartens. Ueberzeugt, hier einen großen Kranz liebenswürdiger Damen und eleganter Herren und vielleicht sogar seine Auserwählte zu treffen, befänstigte er den am Eingange lauernden Cerberus durch eine Guldennote und trat, ohne den tiefen Blickling des angenehmen Ueberraschten zu beachten, ein. Mit einem Blicke hatte er die große Menge der Anwesenden durchmustert, mit einem zweiten seine Auserwählte an einem der letzten Tische entdeckt; der dritte Blick suchte nach einem leeren Platze in ihrer Nähe, allein alles schien besetzt.

„Kellner!“ rief er dem dienstfertig herbeitrippelnden Garçon zu, „Kellner, verschaffen Sie mir einen Platz in der Nähe jenes Tisches dort!“

Um seinem Wunsche mehr Nachdruck zu geben, drückte er dem dienstbaren Geiste ein Geldstück in die Hand; diese gewichtige Unterstützung der Petition hatte den gewünschten Erfolg. Bald saß unser Mann an einem kleinen Seitentische, den der dienstfertige Kellner eigens für ihn hingestellt.

Wie vorauszusehen, hatte dieses exklusive Manöver alsbald allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Man sprach allerlei: Einige hielten ihn für einen Vergnügensreisenden, der auf seiner Durchreise sich auch Laibach ansehen wolle, andere meinten, er sei ein ungarischer Edelmann oder ein polnischer Graf, wieder andere, er sei eines reichen Kaufmannes, Großhändlers oder Banquiers Sohn, während ihn einige sogar für einen inkognito reisenden Fürstensohn erklärten. Alle aber stimmten darin überein, daß er reich sein müsse, weil dieses sich schon aus dem respektvollen Benehmen des Kellners schließen ließ. Bekanntlich gelten derlei Menschenkinder als sehr verlässliche Thermometer in der Beurtheilung der Gäste. Deshalb fehlte es nicht an diesbezüglichen Fragen, welche indeß der dienstbare Geist achselzuckend beantwortete.

Der junge Mann merkte alsbald, daß er der Gegenstand allseitiger Aufmerksamkeit sei; obwohl das seinem Ehrgeize ungemein

schmeichelte, so galt sein ganzes Interesse nur jenem Tische, bei dem neben ihrem Vater und einigen alten und jungen Herren die reizende Amalie mit ihrer unzertrennlichen Freundin plauderte. Heute war sie schöner als je. Der junge Fremde lief Gefahr, sich nun ernstlich zu verlieben, allein der stählerne Panzer weltlicher, egoistischer Grundsätze hatte sein Herz gegen derartige Eindrücke verschauzt. Er sah in ihr nur den Mammon, hingegen schien ihn deren Gefährtin zu bezaubern, obschon ihm der Umstand, daß die beiden Opfer seiner Pläne Freundinnen waren, nicht sehr gefiel. Wollte er seinen Zweck vollständig erreichen, so mußte alles geheim bleiben, allein zwischen Freunden, besonders wenn sie weiblichen Geschlechtes sind, bleibt selten etwas geheim.

„Ein recht unangenehmer Zufall,“ sprach er zu sich selbst. „Man kann Jemanden nur so lange irre führen, als er es nicht gewahr wird. In meinem Falle indeß könnte die mittheilsame Zunge der Freundin nur zu leicht alles verderben. Deshalb muß ich mich entfernen, ehe mich meine jetzige Nachbarin gewahrt. Es wird wohl keine Herkulesarbeit sein, die beiden zu entzweien und die Freundschaft in die bitterste Feindschaft zu verwandeln.“

Mit diesem Vorsatze entfernte sich unser Held, von dem servilen Kellner mit einem gelungenen Kratzfuß begleitet. Von dem Seitentische folgte ihm ein bedeutungsvoller Blick, zwar nur verstohlen, aber von ihm doch bemerkt, obwohl er sich den Anschein gab, als ob er ihn nicht beachtete.

Gleich nach ihm verließ ein Herr von elegantem Aussehen den Garten und folgte jenem von Ferne durch die mit Gas beleuchteten Gassen.

Viertes Kapitel.

Der Poet.

Wir verließen den liebekranken Albert in einem sehr aufgeregten, ja verzweifelten Zustande. Mancher Jüngling hätte sich in einem derartigen Falle energisch geholfen, er hätte das Uebel mit der Wurzel ausgerissen, kurz, er hätte seine Angebetete einfach vergessen und sich nach einer andern umgeschaut; mein Gott! es gibt ja in dieser schönen Welt gar so viele schöne Mädchen!

Nicht so unser Albert! Die verächtliche, seiner Meinung nach empörende Behandlung von Seite seines Gegners hatte ihn anfangs aus der Fassung gebracht und ihn zu jeder Erwägung unfähig gemacht. Eine Weile stand er gedanken- und rathlos da, dann sammelte er sich, doch irrte er noch immer zwecklos in der Allee umher. Ihm war es gar so entsetzlich jämmerlich zu Muth. Aus allen seinen Himmeln herabgefallen, hielt er sich für das unglücklichste Geschöpf auf Gottes Erdboden und überließ sich seinem Schmerze. Unglückliche, Dichter und Verbrecher suchen so gerne die Einsamkeit auf, um ungestört zu sein, deshalb fühlte Albert trotz der späten Stunde nicht das mindeste Verlangen nach Ruhe. Es wehete ein eisiger Wind, er spürte es nicht; es begann zu tröpfeln, er beachtete es nicht, bis ihn ein heftiger Regen und die beinahe schon durchnässten Kleider an die Wirklichkeit mahnten.

Er sah auf, es goß fürchterlich. In diesem Wetter konnte er den ziemlich weiten Weg bis zu seiner Wohnung nicht zurücklegen, viel weniger sich noch mehr durchnässen lassen. Als einzige Abhilfe erwies sich das „Casé Nationale,“ woher man wirren Lärm vernahm. Die Gesellschaft war für Albert in seinem jetzigen Zustande höchst widerwärtig, allein das Wetter sogar unanstehlich; deshalb betrat er das hell beleuchtete Lokale und ließ sich in einer der dunkelsten Ecken nieder.

Das Casé war nur sehr schwach besucht; die wenigen Gäste bestanden aus Flüchtlingen vor dem schlechten Wetter und amüsirten

sich je nach ihrem Geschmacke. Einige blätterten in den Journalen und gaben sich den Anschein des eifrigsten Lesens, andere plauderten, wieder andere boten sich auf dem Billard ein Paroli, während noch einige sich mit dem Zusehen begnügten.

Unter den letzteren verdiente die meiste Aufmerksamkeit eine kleine, stark untersehte Figur von mittelmäßig gutem Aussehen, mit einem breiten, fast russischen Gesichte, einem schlecht gepflegten Bart und Augengläsern. Man mußte annehmen, daß ihm die letzteren ein Bedürfniß waren, zur Zierde gereichten sie ihm gerade nicht und aus Stolz konnte er sie unmöglich angenommen haben, weil dieselben sehr primitiver Natur waren. Ferner muß erwähnt werden, daß besagter „Chevalier“ noch jung war und wegen der Angegriffenheit seiner Augen viel studirt oder wenigstens bei Licht gelesen haben mußte. Man sah ihn selten ohne Mantel, nie ohne seinen grauen Hut aus der vorletzten Modeseison; auch sein Temperament schien mit seiner Tournoië zu harmoniren, es blieb sich immer gleich; er war oft hungrig, aber stets fidel, stets witzig und fast eben so oft müßig. Ueber seine freilich noch kurze Vergangenheit erzählte man sich viel, wußte aber in der That nichts Bestimmtes, alles klang gleich komisch, gleich romantisch. Seine jetzige Force war der Müßiggang, jener geniale Müßiggang, der als ein Attribut großer Städte die Basis moderner Feuilletons und in Folge dessen eine, freilich spärliche, Erwerbsquelle bildet; neben diesem allerdings mehr unterhaltenden als Unterhalt verschaffenden Amte fungirte er auch als exquisiter Brieffsteller und Autor manches Billet-doux, und gar manches liebesranke Herz hatte sich bei ihm Rath's erholt. Er verfaßte aber auch thatsächlich rührende Briefe, Briefe, die ein steinhartes Herz windelweich machen mußten, vorausgesetzt, daß ein halbwegs annehmbares Honorar in Aussicht stand. — Auch Verse wußte er zu „schmieden,“ er brachte aus diversen Worten und Silben ein Werk zu Stande, bei dessen näherer Betrachtung man staunen mußte, wie alle diese verschiedenen Materiale zu einem Ganzen verbunden werden konnten. Wegen dieser letzteren Eigenschaft wurde er auch insgeheim — ob aus Ironie oder nicht, bleibt dahingestellt — der *P o e t* genannt,

welche Bezeichnung wir, da sie nichts Beleidigendes enthält, auch beibehalten wollen.

Trotz der Vielseitigkeit seines Berufes war er in diesem Augenblicke gerade müßig im eigentlichsten Sinne des Wortes, denn er fand nicht einmal ein Sujet für seine Beobachtungen. Daher war ihm Albert gerade willkommen, und da dieser durch sein trübes Wesen und sein auffallend verstörtes Gesicht sofort seine Aufmerksamkeit erregte und er ihn von früher her als einen stets gut gelaunten Menschen kannte, so nahm er, um den wahren Grund dieser Melancholie wo möglich zu erfahren, keinen Anstand, sich ihm zu nähern, um so mehr, da er hier vielleicht als ein Deus ex machina vollkommen auf seinem Platze war.

Heute erwies sich der stets gesprächige Albert jedoch sehr wortkarg, denn er erwiderte den Gruß nur kurz und schien damit andeuten zu wollen, daß er ungestört zu sein wünsche. Allein unser Chevalier war keiner von den Leuten, die sich durch den ersten Mißerfolg vollständig aus der Fassung bringen lassen. Zwar verstand er die nicht sehr zarte Andeutung, sich seiner Wege zu scheeren, aber er kannte seinen Mann und wußte ihm beizukommen.

„Ei, Herr Albert,“ begann er, neben ihm Platz nehmend, „zwischen Ihnen und dem Himmel scheint offenbar eine sympathische Beziehung obzuwalten, denn heute zeigt Ihr beide ein verzweifelt trübes Gesicht!“

„Lassen Sie mich,“ rief der Angeredete verstimmt, „meine Grillen taugen für keine heitere Gesellschaft, mit mir würden Sie sich heute schlecht amüsiren!“ Damit lehrte er ihm den Rücken und schlürfte seinen Kaffee.

„Sie müssen Unglück gehabt haben! Ja, das Spiel, das Wetter, die Liebe“ —

Beim letzten Worte drehte sich Albert, wie von einer Natter gestochen, hastig um und fixirte den kühnen Sprecher mit durchdringenden Blicken. Dieser hielt die scharfe Probe muthig aus und konnte ein kleines Lächeln nicht unterdrücken.

„Hab ichs getroffen?“ rief er dann und fuhr fort: „Sehen Sie mich nicht so bestürzt an, es ist kein Verbrechen, verlobt zu

sein; vielmehr soll das unter jungen und sogar unter alten Leuten öfters vorkommen. Hierbei stößt man auf drei der gewöhnlichsten Hindernisse. Das erste ist ein strenger moralischer Vater oder eine zärtliche Mutter, die mit ihrem Töchterchen Gott weiß es wohin hinaus will, das zweite das Mädchen selbst, der man nicht recht zu Gesichte steht, und das dritte —“

„Das dritte? —“

„Nun, dieses dritte,“ fuhr der redselige Sprecher in der Uebersetzung, die wunde Stelle berührt zu haben, fort: „dieses dritte ist ein Individuum, das unserer Flamme besser gefällt, als wir, und das die Vulgärsprache als Nebenbuhler bezeichnet, die dramatische Poesie schlechtweg Intriguanten nennt, ein Individuum, das an und für sich und der Dame gegenüber vielleicht liebenswürdig ist und alle möglichen guten Eigenschaften besitzt, uns aber als der ärgste Teufel erscheint, so daß wir es zur Hölle wünschen. Ist's nicht so?“

Der Angeredete hatte dem Sprecher die größte Aufmerksamkeit geschenkt und drückte ihm nun stumm die Hand, woraus der letztere auf die Wichtigkeit seiner Kombinationen schloß. Daher begann er nach einer Weile, als der andere nichts erwiderte:

„Sie befinden sich in der letzteren Lage. Verzweifeln Sie nicht! Ist Ihr Nebenbuhler begünstigt?“

„Leider habe ich guten Grund zu dieser Vermuthung!“

„Dann gestaltet sich Ihr Fall thatsächlich zu einem der bedenklichsten, in denen häufig nichts anderes übrig bleibt, als die Segel zu streichen, zu warten und die Dinge ruhig ihren Gang gehen zu lassen. Vielleicht findet sich unterdessen ein neues Ideal, bei dem man keinen Nebenbuhler im Wege hat.“

Dieser prosaisch=vernünftige Rath schien indeß Albert durchaus nicht zu behagen, denn sichtlich mißmuthig erwiderte er:

„Sie verstehen mich nicht, Sie können unmöglich je geliebt haben. Man kann dieses Gefühl nicht gewaltsam aus der Brust reißen. Für mich wäre ihr Verlust schmerzlicher als der Tod.“

„Wer denkt denn da gleich an den Tod! Leben Sie, handeln Sie, zeigen Sie Ihrer Auserwählten, daß Sie ihrer würdig

sind, schlagen Sie Ihren Nebenbuhler aus dem Felde! Besitzen Sie Muth?"

„Was diesen Punkt anbelangt, so rathe ich niemanden, daran zu zweifeln. O ich werde den Menschen, den Niederträchtigen erreichen und ihn zermalmen. —“

„Um dann von der Auserwählten verachtet, verabscheut zu werden! Dieser Weg, mein lieber Freund, ist nicht der richtige, auf dem kommen Sie nicht zum Ziele. Durch List erreicht man oft mehr, als durch gewaltsame Mittel. Darum mäßigen Sie sich, übereilen Sie sich in keinem Falle. ‚Geduld bringt Rosen,‘ sagt ein altes sehr wahres Sprichwort, und es sollte mich wundern, wenn Sie nicht reussiren, vorausgesetzt, daß der Gegenstand Ihrer Liebe seine Gesinnung ändert. Dazu will ich Ihnen aus alter Freundschaft behilflich sein. Um jedoch das sein zu können, belieben Sie mir den Sachverhalt getreulich mitzutheilen, wenn Sie mir nämlich trauen.“

„Das muß ich ja, denn der Sinkende klammert sich auch an einen Strohhalbm an.“

„So weit wird es hoffentlich nicht sein! Kennen Sie Ihren Nebenbuhler?"

„Ja und nein! Soeben sah ich ihn, erinnere mich indeß nicht, ihn je schon bemerkt zu haben, obwohl ich in Laibach seit vielen Jahren fast Jedermann kenne.“

„Also ist's ein Fremder! Der Knoten wird lockerer. Doch fahren Sie fort!“

Beide drückten sich noch mehr in die Ecke und Albert begann sein heutiges Abenteuer in der Sternallee zu erzählen. Der Hidalgo hörte gespannt zu, ohne ihn zu unterbrechen. Bei der Schilderung des Recontres mit dem Fremden konnte er sich eines Lächelns nicht erwehren, den der groteske Anfall erschien ihm geradezu possierlich.

„Was bezweckten Sie denn mit der groben Beleidigung?"

„Ich wollte ihn zu einer Herausforderung zwingen.“

„Krauslustiger, muthiger Rittersmann! Bedenken Sie indeß, daß die idyllischen Zeiten des Faustrechtes vorüber sind und daß

man derlei Heldenthaten sogar gesetzlich bestraft; und Sie haben dann nicht einmal im Interesse Ihrer Sache gehandelt. Uebrigens verräth Ihre Wahl viel Geschmack. Amalie ist ein liebenswürdiges und, was die Hauptsache ist, ein reiches Fräulein und Sie würden mit ihr keine schlechte Acquisition machen. Leider dürfte der alte Vater, der behäbige Rentier, gegen Ihre Persönlichkeit vielleicht nichts, wohl aber gegen Ihr keineswegs riesiges Vermögen mehr einzuwenden haben, denn Sie sind, ohne daß ich Sie beleidigen wollte, eben kein Krösus. Den alten Vären will ich in die Kur nehmen, ich darf mir nämlich schmeicheln, einer seiner ersten Freunde und Explikatoren der neuesten Falta auf dem politischen Felde zu sein, und kann ihm alles weiß machen, denn er besitzt neben andern schätzenswerthen Eigenschaften auch eine bedeutende Dosis — Leichtgläubigkeit.“

„Ihr Wille ist lobenswerth, obschon er, wie ich zu fürchten Grund habe, nie zur That wird. Die Vorurtheile der Väter wurzeln tief und sind nicht so leicht zu besiegen. Für mich ist, ich ahne es, der Lebensstern bereits untergegangen.“

„Doch nur, um schöner als je aufzugehen. So ist der Weltlauf! — Hat doch in der Fabel ein winziges Mäuschen einen Löwen befreit, es wird auch gerade keine Herkulesarbeit sein, den alten Rentier umzustimmen. Unterdessen läßt sich vielleicht über des Fremden Charakter und Absichten Näheres erforschen. Hier meine Hand! Ich will mich Ihrer Sache so warm annehmen, als es die Umstände und meine Ueberredungsgabe gestatten.“

Albert drückte dankbar die Hand seines bereitwilligen und dienstfertigen Freundes und versprach, ihn auf einem bestimmten Platze auffuchen zu wollen.

„Sie treffen mich täglich,“ sprach dieser, „beinahe zu jeder Stunde entweder hier oder in der Sternallee. Bis nächstens hoffe ich Ihnen gute Nachrichten zu bringen.“

„Morgen also um die neunte Stunde in der Sternallee!“

Nach diesen Worten verließ Albert das Café in etwas besserer Stimmung, als er es betreten. Der Regen hatte unterdessen aufgehört; schon blickten einzelne Sterne durch das zerrissene Gewölk

auf das Rothmeer, durch welches sich Albert mit Hilfe der Gaslichter einen Weg bahnte.

Auf unsern Chevalier par excellence hatte das eben Gehörte zwar keinen so großen Eindruck gemacht, als es Albert vermuthete. Dergleichen kommt im Leben häufig vor, wenn auch das Betragen Alberts drastisch genug war, um vielleicht eher vereinzelt zu erscheinen; indeß brachte die Affaire doch einige Abwechslung in das müßige Leben des Poeten und gewann durch einen Fremden noch mehr Interesse.

Er beschloß also, sich der Sache anzunehmen, besonders weil er Albert als einen strebsamen jungen Mann kannte, der in Liebesintriguen noch ein Neuling und dem es mit seiner Liebe ernst war. Zudem stand er auf dem Punkte, eine bedeutende Anstellung zu erlangen, welche ihn immerhin zu einer wenigstens annehmbaren Partie machte. Amalieu gönnte der Poet das Glück vollkommen, das sie seiner Ueberzeugung nach an Alberts Seite viel eher finden mußte, als an der Seite eines Fremden, den hier ja niemand kannte.

Zuerst beschloß er, Amaliens Vater aufzusuchen, um einerseits in Erfahrung zu bringen, ob und inwiefern derselbe mit dem Verhältnisse seiner Tochter zu dem Fremden vertraut sei und ob er dasselbe billige; andererseits wollte er bezüglich seines Freundes leise auf den Busch klopfen, um den alten Herrn wo möglich unzustimmen. Zum leichteren Verständnisse des Folgenden sei hier bemerkt, daß der Poet trotz seiner unscheinbaren Figur dennoch weit ausgebreitete Connaissancen mit Jung und Alt aus allen Ständen hatte, wie denn dergleichen Genies fast in jeden Zirkel Zutritt haben, um darin entweder Spas zu treiben oder Gegenstand des Spases zu sein.

Der gemüthliche Rentier saß, wie allabendlich, im Kreise einiger Gefinnungsgenossen, „halbirte“ und „seiteste,“ positisirte und verspeiste der leichteren Verdauung des Gehörten wegen sein Kälbernes mit gutem Appetit und zu besserem Gedeihen seines werthen Ichs, als der Poet eintrat. Sofort erhob sich des Rentiers

respektable Gestalt und rief, dem Eingetretenen seine fleischige Hand entgegenstreckend:

„Geda, Cicerone! Wo stecken Sie den ganzen langen Abend? Ich und meine werthen Freunde hier mühen uns bereits einige Stunden mit der Enträthselung der neuesten politischen Leitartikel ab, denn es wimmelt darin förmlich von französischen und chinesischen Ausdrücken, die selbst unserm Mentor, dem Wirth, unverständlich erscheinen. Doch vorher eine Stärkung für den Leib, bevor der Geist thätig wird; dieser Ansicht bin ich immer treu geblieben von Jugend an, und Sie sehen, daß Sie sich durchaus nicht schlecht bewährt hat. Nani, mein hübsches Kind, dem Herrn eine Halbe und was Ausgiebiges zum Essen!“

„Auf Ehre,“ lachte der Poet, sich an der Seite seines Mäzens niederlassend, „Sie treffen es nicht schlecht, Sie wissen den wunden Fleck zu finden.“

„Ho, ho! Es ist dies mein Stolz gerade nicht, denn Ihr jungen und alten Literaten habt ja fast immer zwar sehr viel im Gehirn, aber wenig im Magen. Bei uns ist dies umgekehrt der Fall und trotzdem befinden wir uns dabei recht wohl.“

Die zuletzt ausgesprochene Behauptung ließ sich thatsächlich nicht anfechten; der Poet sah das auch ein und war zu klug, einen Widerspruch zu wagen. Nachdem er sich das von der stinken Kellnerin Gebrachte zu großer Freude seines Mäzens recht gut hatte schmecken lassen, mußte er all' seinen Scharfsinn aufbieten, die Wißbegierde sämmtlicher Bürger zu befriedigen, da die letzteren sowohl über den Stand der Dinge am politischen Horizont, als auch über sonstige Tagesereignisse aufgeklärt sein wollten. Zum größten Aerger sämmtlicher Genossen der Tafelrunde gebrauchte er indeß heute eine lakonische Kürze; seine Antworten klangen öfters höchst orakelhaft, was die genannten Genossen auf die Vermuthung brachte, es sei ihm etwas Unangenehmes passirt, da er sonst so gesprächig gewesen. Deshalb leerte nach und nach jeder sein Glas und entfernte sich, so daß nach einer Weile nur noch der alte Herr, seinen Knaster rauchend, da saß.

Diesen Zeitpunkt hatte der Poet abgewartet. Er wußte ein Mittel, seinen Mann festzuhalten, um über das bewußte Thema mit ihm sprechen zu können. Sich eine Zigarre anbrennend begann er:

„Die ehrsamten Bürger wollen ihre guten Frauen nicht kränken und suchen daher frühzeitig den Heimweg. Fast wäre man versucht, ihr Beispiel nachzuahmen.“

„Wer? was? Mögen die Siebenschläfer nur gehen; ich habe nichts zu versäumen und werde auch von keiner Frau mehr kommandirt, seit meine Selige ruhig entschlafen.“

„Sehr wahr! Indeß, wenn man ein so liebenswürdiges Fräulein zur Tochter hat —“

„So! Also finden Sie meine Tochter liebenswürdig! Doch,“ flügte er lachend bei, „das nützt Ihnen wenig, lieber Freund, denn ob schon ich Sie vielen andern vorziehe und auch gegen Ihre Person durchaus nichts einzuwenden habe, so machen Sie sich trotzdem keine Hoffnung, je mein Schwiegersohn zu werden!“

„Gott bewahre!“ lachte der Poet, „von mir ist auch nicht die Rede, ich bin zu bescheiden, um so vermessen zu sein. Auch werden Sie für Ihr Töchterchen wohl schon eine passende Partie ausgesucht haben.“

„Damit hats gute Wege! Das Mädcl ist jung und kann warten. Oder wollen Sie mir vielleicht einen Schwiegersohn oktroyiren?“

„Hoho! Ich wüßte zwar mehrere, bin jedoch weit entfernt, des Fräuleins Geschmack bestimmen zu wollen, das vielleicht schon gewählt hat.“

„Würde es ihr nicht anrathen! Und wüßte ich, daß sie hinter meinem Rücken irgend ein Verhältniß angeknüpft hätte, augenblicklich müßte sie es lösen, oder ich zöge mit ihr von dannen.“

„Das letztere werden Sie wohl nicht thun, ohne mich in die größte Verzweiflung zu bringen, denn wo fände ich einen so biedern Charakter, wie Sie es sind?“

„Junger Mann,“ lächelte der Alte geschmeichelt und mit dem Finger drohend, „Sie zeigen alle Anlagen zu einem Diplomaten,

Sie lügen einem gleich ins Gesicht. Fürchten Sie nicht, es wird nicht so weit kommen, mein Töchterchen kennt meinen Willen und jeder Ungehorsam liegt ihrem kindlichen Gemüthe ferne.“

Der Poet war überzeugt, daß der Alte von dem jüngsten Verhältnisse seiner Tochter, wenn ein solches wirklich bestand, nicht ein Jota wußte. So weit war alles gut. Nun galt es, das Wasser auf die Mühle seines Freundes zu leiten. Die alte Festung ließ sich nicht im Sturme nehmen, sondern er mußte durch Scheingriffe die Aufmerksamkeit des Feindes von dem eigentlichen Angriffspunkte ablenken, um seinen Feldzugsplan nicht zu verrathen.

„Apropos!“ begann er und that einen langen Zug aus dem von neuem gefüllten Glase. „Haben Sie von der bevorstehenden Beförderung einiger Beamten vernommen? Dadurch entstehen natürlich Lücken nach Unten, welche mit Anfängern ausgefüllt werden müssen. Zu dieser Anstellung gelangt unter andern jungen Leuten auch Albert, ein sehr brauchbarer Kopf, der eine große Zukunft vor sich hat.“

„Vorausgesetzt, daß er lange genug lebt. Nach seinen jetzigen Verhältnissen hat er jedoch verzweifelt wenig Aussicht dazu.“

„Er ist geschickt und hat seine Studien mit vorzüglichem Erfolge beendet.“

„Und was ist das Ende vom Lied?“

„Das ist noch nicht voranzusehen; er steht erst an der Schwelle seines Lebensberufes. Dem Fleißigen steht die Welt offen.“

„Junger Mann, Sie befinden sich in einem großen Irrthume! Die heutige Welt liebt das Materielle; Geld ist alles, Geld kann alles. Merken Sie sich das, junger Mann, und wenn Sie noch ferner mein Freund sein wollen, erwähnen Sie ja nicht mehr des langen Laffen, der, ich weiß es gut, auf meine Tochter spekulirt. Dergleichen Gedanken soll er fahren lassen, er bekommt Sie nicht, so lange er nichts Keelleres hat, als eine Anstellung von ein paar hundert Gulden. Dabei bleibt's, Punktum! Kellnerin, zahlen!“

Der Alte war offenbar mürrisch geworden, es ließ sich mit ihm nicht mehr reden; wollte der Poet dessen Freundschaft nicht

einblüßen, so durfte er keine Gegenrede wagen, die außerdem noch fruchtlos geblieben wäre. Er hatte sich seine Aufgabe nicht so schwer vorgestellt, er war auf fast unüberwindliche Hindernisse gestoßen.

Der Rentier hatte unterdessen nach Stock und Gut gegriffen und schritt der Thüre zu; der Poet folgte ihm auf die Gasse und schritt seiner Wohnung zu mit dem wenig tröstlichen Bewußtsein, für seinen Freund nicht viel gethan zu haben. Er konnte ihm nur die nicht unerfreuliche Nachricht bringen, daß der Rentier das Verhältniß seiner Tochter zu dem Fremden nicht billigen würde. Für einen Verzweiflungsden wie Albert war dies indeß ein bedeutender Rettungsanker.

In Nachdenken versunken erreichte er seine Wohnung, als eben der Laternenmann die meisten Gaslampen auslöschte. Somit bedeckte den größten Theil der Stadt dicke Finsterniß.

fünftes Kapitel.

Eine Entdeckung.

Es gibt im Leben Augenblicke, wo der Mensch nicht die mindeste Idee hat, was er mit sich selbst anfangen sollte, Augenblicke, wo die Stunden trotz der kurzen Zeit, die dem Leben bestimmt ist, langsam und träge ihren Schneckengang nehmen. Derlei Augenblicke sind nicht blos ein Produkt der durch die Einsamkeit hervorgerufenen Langeweile — denn diese ist auch in Gesellschaften, Soireen, Theatern u. s. w. anzutreffen — sondern sie sind gewöhnlich auch bedingt durch den Charakter solcher Menschen, denen wegen Geistesarmuth die Gabe fehlt, sich durch Nachdenken und Beobachten, kurz durch Geistesthätigkeit dieses lästige, bleiche Gespenst vom Leibe zu halten. Wird man mir deshalb Kühnheit vorwerfen, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß Langeweile auf wenig Geist schließen läßt?

In einer dem eben beschriebenen Zustande ähnlichen Situation treffen wir an einem der darauf folgenden Tage unsern neuen Miethsmann. Ueber einige Sessel hingestreckt sieht er den zum Plafond hinaufwirbelnden Rauchwolken einer bedeutend kurz gewordenen Cuba nach, die ihm vor geraumer Zeit der Garçon des Café National dienstfertig und kunstgerecht in Brand gesteckt, für welche Bravour er ein angemessenes Douceur in der unergründlichen Tiefe der Tasche seines Pantalons hatte verschwinden lassen. Doch in den Rauchwolken einer Cigarre liegt nicht für Jedermann Poesie; unser junge Mann schien dies zu fühlen, er stand verdrießlich auf und maß mit großen Schritten sein Appartement. Plötzlich blieb er stehen und schlug sich mit der Faust vor die Stirne.

„Ich Dummkopf! Ich langweile mich da, und unter mir wohnt eine junge Frau, zu dieser Stunde gewiß allein. Sie ist allerliebste, und junge Frauen sind nicht immer so spröde, als junge Mädchen. Ein Scheinangriff, um die schwächste Seite zu erfahren, dann eine kühne Attaque, und der Sieg ist gewiß. Darum vorwärts, ehe der Mann heimkommt!“

Der junge Mann wußte wohl, daß die Frauen sehr viel auf das Aeußere halten und eine Nachlässigkeit in dieser Hinsicht nicht gerne verzeihen. Er machte daher sorgfältig Toilette und stieg die Treppe zum ersten Stocke hinab. Die Thüre war versperrt, ein Glockenzug zeigte den Weg. Er läutete.

Ein langes, hageres Gesicht zeigte sich in der Thüre, und der junge Mann konnte ein passendes Piedestal zu diesem Gesichte sehen.

„Was wünscht der Herr?“ fragte die Person, halb mißtrauisch, halb freundlich.

„Kann ich mit der Herrschaft sprechen?“

„Nein, der Herr ist abwesend!“

„Und die Frau?“

„Die gnädige Frau ist zu Hause!“ rief die Magd in etwas gereiztem Tone, das Wort „gnädige“ sehr betonend.

„Dann ist es noch besser! Das, was ich zu sagen habe, kann ich ihr ohnehin nur unter vier Augen sagen.“

Hiermit wollte er ohne weiteres der Zimmerthüre zuschreiten, die Magd vertrat ihm indeß den Weg.

„Nicht so, Herr! Ich muß Sie doch vorher anmelden!“

„Nicht nöthig! da ist meine Legitimation!“ Bei diesen Worten drückte er dem weiblichen Cerberus ein Silberstück in die Hand. Die Dienerin besah es; es funkelte so schön, einem solchen Zauber kann nicht leicht ein Domestikherz widerstehen. Zudem konnte ein Herr, der solche Geldstücke besaß, unmöglich Böses im Schilde führen. Sie trat also mit einem tiefen Knix bei Seite, dem Besuche den Eingang offen lassend. Dieser pochte.

„Herein!“ rief eine melodiose Stimme.“

Als der Fremde eintrat, legte Fanny ein Buch aus der Hand, in dem sie bisher eifrig gelesen, dann erhob sie sich von ihrem Sitze. Sie war einfach, aber geschmackvoll gekleidet; diese Tracht hob ihre natürlichen Reize noch mehr hervor. Sobald sie den jungen Mann erblickte, schreckte sie leicht zusammen, denn sie erkannte ihren Verfolger von der Straße. Dieser jedoch that, als ob er nichts merke, und begann mit ehrfurchtsvoller Stimme:

„Entschuldigen Sie, verehrungswürdige Dame, meine Kühnheit, so ohne alle Umstände zu Ihnen zu dringen. Allein es ist dies der einzige Weg, mich meiner liebenswürdigen Nachbarin vorzustellen, denn ich bin hier gänzlich fremd und es würde mich unendlich glücklich machen, einiger Beachtung von Seite einer so liebenswürdigen Dame gewürdigt zu werden, deren Nachbar ich seit kurzer Zeit zu sein die Ehre habe.“

Fanny war jung und unerfahren und ließ sich deshalb leicht durch das Aeußere und die Form bestechen. Dieser junge Mann, der so cherebietig, beinahe schüchtern sprach, konnte unmöglich böse Absichten haben. Doch nahm sie sich vor, vorsichtig zu sein.

„In der That, mein Herr,“ begann sie mit etwas unsicherer Stimme, „Sie haben einen unpassenden Moment gewählt. Mein Gemal ist nicht zu Hause und — Sie verstehen.“

„Ach ja, der Anstand! der leidige Anstand! Welche Opfer erfordert oft dieses von den Menschen selbst eingeführte, durch

nichts gerechtfertigte Gesetz der noblen Welt! Indes auch ich muß mich diesem Gesetze fügen, so schwer es mir ankommt. Entschuldigen Sie nochmals die Ihnen verursachte Störung, denn ich hatte keine Kenntniß von der Abwesenheit des Herrn Gemals.“

Damit wollte er den Rückweg antreten. Die junge Frau befand sich in einer peinlichen Lage. Er sprach so anstandsvoll, sein Benehmen zeigte den größten Respekt, und die Bereitwilligkeit, mit der er, obgleich sichtlich ungeru, sich entfernen wollte, verschonte vollends allen Verdacht. Zudem war der Zweck seines Besuches offenbar der, ihr seine Verehrung zu bezeigen, und welche Frau will nicht bewundert werden?

Deshaß rief sie: „Mein Mann wird sich gewiß freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen, zumal da Sie Ihrer Mittheilung nach in diesem Hause logiren.“

„Ich darf also hoffen? O dann bin ich der Glückliche der Sterblichen, wenn die Perle ihres Geschlechtes mir die Erfüllung meines sehulichsten Wunsches in Aussicht stellt.“

„Mein Herr!“ sprach Fanny etwas verwirrt, „Sie scheinen zu vergessen, daß ich eine Frau und dazu ganz allein bin, und Sie entfernen sich noch nicht!“

„Bergönnen Sie mir, den schönsten der Augenblicke etwas zu verlängern. Ein Dichter schwärmt gar so gerne für alles wahrhaft Gute und Schöne und verherrlicht es. Und wer würde sich das verbieten wollen, verbieten können?“

„Ein Dichter sind Sie?“ nahm Fanny eilig das Wort. „Ein erhabener Beruf! Wie herrlich muß es sein, in Sonetten besungen, durch unsterbliche Werke verewigt zu werden!“

Der Fremde, der sich Mühe gegeben, Fanny's schwache Seite kennen zu lernen, jubelte im Stillen über seinen guten Einfall. Fanny hatte mit vielen jungen Frauen und Mädchen den kleinen Fehler, ruhmüchtig zu sein und bewundert werden zu wollen. Der kühne Eindringling hielt also den Sieg für gewiß, und damit sein Benehmen nicht allzu früh Verdacht erzeuge, schien es ihm am klügsten, den Rückzug anzutreten. Sich mit größtem Anstande vorbeugend sprach er:

„Vergebung Madame, wenn ich Ihre Geduld allzusehr in Anspruch nahm. Vergönnen Sie mir also, in Anwesenheit ihres Herrn Gemals meinen heutigen unpassenden Besuch zu geeigneterer Zeit wiederholen zu dürfen, so werde ich dies um so mehr zu würdigen wissen, als ich hier gänzlich fremd und noch in keinen häuslichen Kreis eingeführt bin.“

Die junge Frau wußte darauf nichts zu erwidern als:

„Mein Mann kommt Abends um 6 Uhr heim!“

Dies genigte dem Fremden; er entfernte sich nach einer nochmaligen Entschuldigung mit einem Complimente und lächelte selbstzufrieden, als er die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg. Dort angelangt, schrieb er mit großem Gedankenaufwande einen Aufsatz, den er dann sehr sorgfältig auf ein zierliches Papier copirte. Den Inhalt dieses Billets werden die geehrten Leser wohl errathen; es war ein Ultimatum eines anscheinend verzweifelnden Liebenden, der nicht mehr leben kann und will, wenn nicht sein sehulichstes Verlangen nach einem Rendezvous erfüllt wird. Nachdem er dasselbe sorgfältig durchgelesen und versiegelt hatte, steckte er es mit triumphirender Miene zu sich.

„Ich hätte mir, auf Ehre, nicht so viel Fähigkeit zur Heuchelei zugetraut! Wenn das Mädchen dieses Gesenftze liest, so muß sie gerührt werden, wenn sie nur ein Fünkchen jenes zarten Gefühls besitzt, das andern Frauen eigen. Trügen übrigens die bisherigen Anzeichen nicht, so habe ich bereits einen bedeutenden Stein im Brette.“

Nach diesem salbungreichen Monologe verließ er seine Wohnung und begab sich nach seinem „Comptoir“ in der engen Gasse, um durch sein Factotum das Billet bestellen zu lassen. Während des etwa viertelstündigen Ganges gab er sich die größte Mühe, unbesungen zu scheinen, ja schäkerte sogar mit einer hübschen Cigarrenmamsell, ohne zu bemerken, daß soeben zwei junge Leute, in denen wir Albert und unser Genie von gestern erkennen, an ihm vorübergingen. Zufällig kehrte sich der erstere um, und es fehlte nicht wenig, daß er laut aufschrie. Seinem Begleiter war die Bewegung nicht entgangen.

„Was haben Sie denn?“ rief er dem Stehengebliebenen zu.

„Sehen Sie ihn nicht? Es ist mein Nebenbuhler!“ erwiderte Albert mit gepreßter Stimme, dem davon Eilenden nachsehend.

„Jener Herr dort? Adieu, Freund, wir sehen uns heute noch.“

Mit diesen Worten eilte er jenem nach, während Albert erstaunt ihm nachblickte, bis er ihn sammt seinem Feinde aus dem Gesichte verlor.

Es schien, als hätte der Fremde eine Ahnung davon, daß er verfolgt werde, denn er beschleunigte seine Schritte, halb laut vor sich hinhurmehnd:

„Ich weiß eigentlich nicht recht, was jener lange Laffe von mir wollte! Er scheint verrückt oder eifersüchtig zu sein. In keinem Falle kann er mir gefährlich sein, sollte er auch von meinem Verhältnisse eine Kenntniß haben. Dies ist jedoch kaum anzunehmen, wenn nicht etwa mein Mercurius geplaudert hat. Ueber den letzteren Fall werde ich baldigst im Klaren sein.“

Vor dem Hause in der engen Gasse angelangt, recognoscirte er die Gegend, da ihn indeß niemand zu beachten schien, so stieg er die enge Treppe hinauf und war nicht wenig erstaunt, den Sendboten seiner bereits harrend anzutreffen. Dieser lächelte verzehmt.

„Wie es scheint, gnädiger Herr, haben Sie die Wohnung verändert, um einer gewissen Person näher zu sein. Nun ist es zwar meine Sache nicht, mich um Ihre Passionen zu kümmern, allein es wäre mir doch recht erwünscht, Ihre Wohnung zu wissen, damit ich Sie in dringenden Fällen zu jeder Stunde auffuchen kann.“

„Glaubt Ihr denn wirklich,“ sprach der andere, nachdem beide eingetreten waren, „daß ich mit diesem elenden Loche vorlieb nehmen werde? Behielt ich Euch die Kenntniß meines Logis vor, so geschah dies aus triftigen Gründen, die Ihr aber nicht zu wissen braucht. Seid Ihr mein Botschafter, so seid Ihr noch lange nicht mein Vertrauter in jeder Beziehung.“

„Möglich! In der Voraussetzung, daß Sie diese Wohnung nicht mehr benützen werden, habe ich selbe soeben anderweitig vermietet und werde so frei sein, um den Schlüssel zu ersuchen.“

„Wie? bezahle ich Euch nicht glänzend?“

„Nicht so sehr, als Sie vielleicht zu glauben geneigt sind. Ich besitze Scharfsinn genug, um die Wichtigkeit der geleisteten Dienste vollkommen einzusehen. Bedenken Sie, das Fräulein ist sehr reich!“

Bei diesen Worten steckte der Rothe beide Hände in die Tasche seiner stark abgeschossenen Beinkleider und sah seinen Mann pfiffig grinsend an. Dieser erkannte, daß der Rothe seine Pläne so ziemlich durchschaue. Diese Wahrnehmung war ihm äußerst unangenehm, er beschloß sich seiner auf eine gute Art zu entledigen, denn geradezu fortjagen konnte er ihn nicht, ohne zu riskiren, daß durch dessen Verrath sein Plan gerade vor der Ausführung scheitere. Vorläufig mußte er sich also auf alle noch so übertriebenen Forderungen seines Pagen gefaßt machen, wobei ihm nur die stets mehr schwindende Cassé einen fatalen Streich spielen konnte.

„Nun gut!“ sprach er dann möglichst gleichgiltig. „Versüßet mit diesem Luftloche hier nach Belieben, ich bedarf dessen nicht mehr. Doch besorgt diesen Brief heute noch; hier eine Kleinigkeit für den Botengang. Bringt Ihr eine gute Antwort, so wird's Euer Schade nicht sein.“

Mit diesen Worten überreichte er ihm sammt dem Bilette ein Silberstück, welches der Rothe besah und ruhig in die Tasche schob.

„Gut! Wo treffe ich Sie?“

„Heute Abends in der Sternallee in dem dunkelsten Baumgange. Gehet, ich folge Euch in Kürze.“

Der Rothe ging. Beim Austreten aus der Gasse besah er nochmals die Adresse des zierlichen Biletts und steckte es dann in die Brusttasche seines schmutzigen Rockes, ohne den Poeten zu beachten, der ihn seinerseits aufmerksam beobachtete. Durch eine eigenthümliche Combination war dieser nämlich auf den Verdacht gerathen, daß zwischen dem zweifelhaften Individuum und dem Fremden irgend eine Beziehung obwalte. Bestätigte sich der Verdacht, so war es zugleich erwiesen, daß der fragliche Fremde nichts Gutes im Schilde führe, weil der Rothe als ein berichtigtes Subject bekannt war, das sich nur zu schlechten Streichen verwenden ließ.

Hatte der Poet bisher nur seinem Freunde durch Entdeckung der Pläne seines Nebenbuhlers dienen wollen, so fühlte er sich jetzt doppelt verpflichtet, in das Dunkel Licht zu bringen, weil er ja möglicher Weise eine böse That vereiteln konnte. Er folgte also dem Nothen, der seine Richtung gegen Amaliens Wohnung nahm und, wie der erstere vermuthet hatte, im Hausthore verschwand. Nun war er seiner gewiß; um jedoch ganz sicher zu gehen, wartete er die Rückkehr des Nothen ab, der sich in der That sehen ließ und zufrieden lächelnd seiner Wege ging. Diesem Umstand nach zu urtheilen konnte derselbe nicht Ordre haben, seinen Protegé jetzt schon aufzusuchen, weshalb der Poet sich ruhig entfernte, um womöglich seinen Freund aufzusuchen und ihm seine gemachte Entdeckung mitzutheilen und die geeignetsten Maßregeln zu berathen.

Sechstes Kapitel.

Folgen eines verlorenen Billets.

Es ist Nacht. Die Gasflammen erhellen die Sternallee, welche noch von einzelnen Promenirenden belebt ist, während auf der nördlichen Seite ein Schwarm Studenten leichteren Calibers am Geländer lehnend einen spazierartigen Lärm verursacht. Dieses lustige Völkchen ist trotz mancher ernstern Situation fröhlich und gibt seiner jetzt entfesselten Laune im Bewußtsein der Sicherheit durch lautes Geplauder und fast ausgelassenes Lachen Lust und raucht dazu die traditionelle lange Pfeife „feinsten Knasters,“ oder wenn die Finanzverhältnisse einen Luxus gestatten, die beliebte Virginier. Warum auch nicht? Bei Tage ist das Rauchen durch die Geseze streng verpönt, und bei der Nacht — nun, da wird man nicht gesehen.

Das Centrum des harmlosen Hausens scheint der Poet des Café's zu bilden, denn seine Causerien erregen viel Heiterkeit.

Plötzlich ist er still geworden, er spähet unverwandt nach der entgegengesetzten Seite und rennt eiligen Schrittes ohne Gruß davon. Sofort schiebt auch der Studentenclubb auseinander und es tritt tiefe Stille ein.

Gedeckt durch den Schatten lehnt an dem Stamme einer Akazie eine Gestalt, welche jetzt hervortretend einem Vorübergehenden ein Billet überreicht. Das bewaffnete Auge des Poeten erkennt in den beiden Nachtwandlern den Fremden und seinen Page. Der erstere nähert sich dem Lichte einer Gaslampe und liest das erhaltene Billet; der Späher läßt ihn nicht aus den Augen. Nach einer Weile steckt der Fremde sichtlich zufrieden das Billet in sein Portemonnaie und entfernt sich, gefolgt von dem Poeten; er geht durch viele Gassen; endlich betritt er ein Café. Unschlüssig bleibt der Poet stehen, doch entschließt er sich, einzutreten, denn der Fremde kennt ihn ja nicht.

Der Fragliche stand bei einem der hintersten Tische, um welchen eine ansehnliche Menge Besucher gruppirt war. Bei der Annäherung erkannte er, daß ein Hazardspiel solche Theilnahme erregte. Ein junger Mann schien besonders aufgeregt, ein Zeichen, daß er unglücklich spielte. Der Fremde hatte sich zu ihm gesetzt, ohne anfangs an dem Spiele Theil zu nehmen; als jedoch sein Nachbar fortwährend verlor und zuletzt vergeblich nach einer Banknote in seinem Portemonnaie suchte, munterte ihn der Fremde auf, weiter zu spielen, und steckte ihm heimlich eine Banknote zu, welche der andere zögernd annahm. Bei diesem Manöver entfiel dem ersteren ein Papier, welches der Poet als das eben kurz vorher erhaltene Billet agnoscirte. Blitzschnell trat er mit einem Fuße darauf und hob es in einem unbeachteten Momente auf. Die Aufmerksamkeit sämmtlicher Spieler war auf den jungen Mann gerichtet, dem sich nun das Glück ebenso hold zeigte, als es ihm vorher feindlich gewesen war. Deshalb kümmerte sich auch um den Poeten niemand weiter, und so konnte er seine Wissbegierde bezüglich des Inhaltes des Briefes ungestört befriedigen. In jedem andern Falle würde er ein derartiges Schriftstück unbedingt, ohne sich um den Inhalt zu kümmern, zurückgestellt haben; hier jedoch

trug er kein Bedenken, dasselbe zu behalten, weil er den Betrug — ein solcher war ja seiner Ueberzeugung nach vorhanden — auf die Spur kommen konnte.

Er zog sich also in eine Seitenabtheilung, die mit Ausnahme zweier eifrig lesender Herren von niemandem besetzt war, zurück. Da er unbeachtet zu sein annehmen mußte, so entfaltete er den Brief und las. Wir wollen den Wortlaut desselben nicht wiedergeben; es genügt, zu erfahren, daß Amalie durch die süßen Worte des an sie gerichteten Billets geblendet, zwar sehr viel von der Furcht vor der Strenge ihres Vaters sprach, endlich sich aber doch entschlossen zeigte, dem Adonis die so sehnlich begehrte Zusammenkunft in der Laube ihres Hausgartens, jedoch im Beisein ihrer in das Geheimniß eingeweihten Kammerfrau zu gewähren. Zu diesem Zwecke möge er am kommenden Tage nach Sonnenuntergang vor der Thüre des Gartens erscheinen, allwo ihn die bewußte Jose einlassen würde.

Das alles war für den Poeten genug. Damit der Fremde den Verlust des Billets nicht gewahr werde und Verdacht schöpfen könnte, beschloß er, dasselbe an jene Stelle zu werfen, wo er es gefunden. Da keine Adresse darauf stand, so konnte er zu seinem größten Leidwesen den Namen des Verlustträgers nicht erfahren. In einem Augenblicke also, wo die Aufmerksamkeit der Spieler durch eine Wendung des Spieles sehr gefesselt war, ließ er das Billet unter den Tisch gleiten und schob es zu dem Fremden hin; hierauf klopfte er demselben auf die Schulter:

„Mein Herr, geben Sie Acht, es fallen Ihnen Banknoten zu Boden.“

Der Angeredete blickte sich und hob das Papier auf.

„Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit! Es ist zwar nur ein Papier, hat aber für mich doch einigen Werth.“

Mit diesen Worten steckte er das Billet in die Briestafche, nicht ohne einen forschenden Seitenblick auf das Gesicht unseres Poeten zu werfen. Dieses blieb unverändert, gab sich vielmehr Mühe, durch das Spiel gefesselt zu scheinen, so daß der Fremde beruhigt den bereits aufkeimenden Verdacht unterdrückte.

Das Spiel dauerte indeß fort, und der Nachbar des Fremden gewann bedeutend.

Der letztere triumphirte; sein Nebenmann war ihm nicht unbekant, er hatte ihn bereits im Casino-Garten und heute Abends beim Ausgehen gesehen, kurz, es war der Mann Fanny's. Dadurch, daß er ihm unter die Arme gegriffen, hatte er sich dessen Erkenntlichkeit erworben. Die Folge davon war, daß er seinen Ketter für den folgenden Tag zum Diner einlud, eine Einladung, die derselbe aus uns bekannten Gründen auch annahm und dabei betonte, daß sie ja Wohnungsnachbarn seien.

Der Poet hatte genug erfahren, um mit seiner heutigen Expedition mehr als zufrieden sein zu können. Ein längeres Verweilen war zwecklos, deshalb entfernte er sich und schritt dem Café Nationale zu.

Dort saß Albert, wie allabendlich; seinen Bekannten entging die Veränderung keineswegs, die seit einigen Tagen mit ihm vorgegangen; er, der immer gut gelaunt gewesen, der jeden Stuhl mitgemacht, stets seinen Platz am Billard ausgefüllt hatte, saß nun brügend in einer finstern Ecke, und weder Zusage, noch Neckereien, an denen es nicht fehlte, vermochten ihn aus seiner Apathie zu wecken. Er war sehr wortkarg, sprach überhaupt nur das Nothwendigste: nur mit dem Poeten verkehrte er seit dieser Zeit viel. Dieses Benehmen rief natürlich allerlei Vermuthungen wach. Man rieth hin und her: Einige meinten, er habe im Spiele verloren, andere vermutheten, er sei verliebt, während einige Excentrische sogar annahmen, daß er ein fürchterliches Geheimniß entdeckt haben müsse oder mit Selbstmordgedanken umgehe. Heute schien er mit großer Ungeduld seines Freundes zu harren; schon verzweifelte er daran, ihn heute noch zu sehen, und wollte sich entfernen, als plötzlich die Thüre aufging, und der längst Erwartete eintrat. Der fröhlichen Miene nach zu urtheilen, brachte er gute Neuigkeiten und Albert ging ihm mit pochendem Herzen entgegen.

„Endlich sind Sie da!“ sprach er, nachdem sich beide in der beliebten dunkeln Ecke niedergelassen. „Was für Neuigkeiten bringen Sie? Ich fürchte, keine guten!“

„Ja und nein!“ antwortete der Angeredete. „Ich bin auf einer Spur; der Fremde scheint nicht rechtliche Absichten zu haben.“

Hier wurde der Sprecher vom dienstbeflissenen Marqueur unterbrochen, welcher eine Gasflamme anzünden wollte. Albert wies ihn barsch ab und der dienende Geist zog sich verblüfft zurück.

„Das Schwierigste bei der ganzen Affaire,“ fuhr der Poet fort, „ist indeß der äußerst unglückselige Zufall, daß der Heuchler — für einen solchen muß man ihn ja nehmen — Glauben gefunden, denn das Mädchen nimmt seine Versicherungen für bare Münze.“

„O, dann darf ich keine Hoffnung mehr hegen“, sprach Albert entmuthigt und äußerst niedergeschlagen.

„Verlieren Sie den Muth nicht! Die Frauen haben ein sehr unbeständiges Gemüth; Sie müssen als Retter der Dame erscheinen. Um das thun zu können, brauchen wir Beweise, bloßen Worten glaubt das Mädchen ohnehin nicht. Morgen um die Abendstunde will ich Sie an einen Ort führen, wo Sie sich von der Wahrheit des eben Gehörten mit eigenen Augen überzeugen sollen.“

Sie sprachen noch mancherlei, doch verrieth der Poet von dem Bilette nichts, um den Freund nicht noch mehr in Aufregung zu bringen. Der letztere empfahl sich mit dem Versprechen, kommenden Tages in der Abenddämmerung zu erscheinen. Der Poet indeß fühlte noch keinen Drang in sich, den Heimweg anzutreten, sondern setzte sich an einen andern Tisch, um Journale zu lesen. Bald jedoch wurde seine Aufmerksamkeit von der Lectüre abgelenkt und einem zwischen zwei Herren mit halbblauer Stimme geführten Gespräche zugewandt. Um die beiden in dem Wahne zu erhalten, als ob sie niemand höre, gab er sich den Anschein des eifrigsten Lesens, nur neigte er sich seitwärts, um kein Wort des interessanten Dialoges zu verlieren.

„Wie gesagt,“ fuhr einer der Sprecher, in dem wir jenen elegant gekleideten Herrn erkennen, der aus dem Casinogarten dem Fremden gefolgt war, in seiner Erzählung fort, „ich glaube, mit Sicherheit annehmen zu können, daß das fragliche Individuum mit dem aus Bremen durchgegangenem Cassendiebe identisch sei.“

„Wie aber,“ erwiderte der andere, dessen Gesicht von dem Poeten abgekehrt war, „erklären Sie sich seine Anwesenheit in dieser Stadt? Es hieß ja allgemein, daß er nach Amerika entflohen sei.“

„Dieses Gerücht hat er selbst absichtlich ausgestreut, um die Verfolger auf eine falsche Fährte zu leiten. Ich ließ mich indeß dadurch nicht irre führen, sondern forschte nach allen Richtungen der Windrose. Und was ich vermuthet hatte, war wirklich der Fall.“

„Sie fanden also seine Spur?“

„Ja, obwohl sorgfältig verwischt. Er mußte wissen, daß die Eisenbahnen zwar die schnellsten, aber für Leute seines Schlages zugleich auch die unsichersten Communicationswege seien, und kaufte sich bei einem jüdischen Pferdehändler ein Pferd. Auf welche Art er sich Pässe verschaffte, ist mir nicht bekannt, jedenfalls aber müssen dieselben falsch sein, denn seinen Namen habe ich veröffentlicht.“

„Wie konnten Sie denn fortwährend auf seiner Spur bleiben?“

„Da ich eine ins Detail gehende Beschreibung seiner Person bei mir führte und mich überall nach ihm erkundigte, so war es nicht sehr schwer. In Linz scheint er sein Pferd veräußert zu haben, denn von da fehlte die Spur. Durch sorgfältige Nachfragen brachte ich indeß in Erfahrung, daß er von da bis Laibach die Eisenbahn benützt habe. Ich setzte ihm also nach und glaube, am Ziele zu sein. Als ich nämlich vor einigen Tagen in einem hiesigen Vergnügungsgarten der Musikproduction beiwohnte, kam ein ihm frappant ähnlich sehender, elegant gekleideter Herr an mir vorüber. Ich folgte ihm und erfuhr auf diese Art seine Wohnung.“

„Und wo logirt er?“

„Er benützt eigentlich zwei Wohnungen, die eine in einem ansehnlichen Hause auf dem Hauptplatze, die andere, wahrscheinlich interimistische, in einer engen Gasse.“

Der Poet war ganz Ohr.

„Sind Sie auch Ihrer Sache gewiß? Auf die bloße Ähnlichkeit hin kann man ihn nicht festnehmen!“

„Das bedachte ich auch, und deshalb suche ich nach Beweisen. Seine Papiere sind in der besten Ordnung. So lange er sich keine Blößen gibt, kann man ihm nichts anhaben, und wenn er nur den leisesten Anschein von Gefahr wittert, so wird er um so leichter verschwinden, als ich leider nicht mit den nothwendigen Vollmachten gehörig ausgerüstet bin und den meisten Erfolg von einer plötzlichen Ueberrumpelung erwarte. Was mich daher am meisten beunruhiget, ist der Umstand, daß unterdessen all' das entwendete Geld schwinden könnte, denn er scheint mit demselben sehr verschwenderisch umzugehen.“

„So weit meine Hilfe nöthig sein wird, können Sie auf mich zählen. Es sollte mich wundern, wenn er uns entwischte, da er doch von Späheraugen unaußgesezt beobachtet wird.“

„Der Mensch scheint trotz seines Scharffinnes davon nicht das geringste zu merken; vielmehr hat er bereits ein Liebesverhältniß angeknüpft, angeblich mit der schönen und reichen Tochter eines Rentiers. Der Kerl hat horrendes Glück bei den Damen, doch glaube ich, daß er viel mehr auf das Geld des Rentiers, als auf den Besitz der Tochter speculirt. Oder sollte er sich hier niederlassen und tugendhaft werden wollen?“

„Oho! Man legt seine Gewohnheiten nicht so leicht ab. Meiner Meinung nach wird er verschwinden, sobald er das Geld des Rentier hat. Die Katze läßt das Mauseln nicht. Das Heiraten ist bei ihm eine Ceremonie, auf die er nicht viel hält. Ist sie nothwendig und kann er sie nicht umgehen, so wird er nach derselben unsichtbar werden.“

„Vorangesetzt, daß wir ihm Zeit dazu lassen. Da dies aber nicht in unserm Plane liegt, so dürfte er schwerlich dazu kommen.“

Hierauf ging das Gespräch auf gleichgiltige Dinge über. Dem Poeten war kein Wort entgangen. Wegen des Zusammentreffens so vieler Umstände zweifelte er keinen Augenblick daran, daß der Fremde und das Individuum, von dem soeben die Rede gewesen, eine und dieselbe Person sei. Den glücklichen Zufall preisend, der ihm eine neue Waffe in die Hand gegeben, legte er die Zei-

tung weg und suchte jetzt erst, mit dem vollendeten Tagewerke höchst zufrieden, den Heimweg. Als er über die Schusterbrücke schritt, schlugen die Thurmuhren die Mitternachtsstunde, eine nach der andern; dazwischen ertönten die monotonen Rufe der ablösenden Wachen vom Schloßberge herab. Nachdem auch diese verhallt waren, störte die nächtliche Stille nur noch das dumpfe, unheimliche Klauschen des dunklen Laibachflusses.

Siebentes Kapitel.

Der Lauscher.

Es ist ein Markttag. Dichte, brausende Menschenmassen wogen hin und her, ein unbestimmtes Summen tönt von den Marktplätzen herüber. Man sieht allerlei Volk aus der Stadt und Umgegend. Laibach hat einen bunten Anstrich, gleich den vor den Gewölben hängenden Stoffen aus Paris, Manchester, China u. s. w. Alles ist geschäftig, alles rennt, alles unterhält, langweilt sich.

Mitten durch das Gewühl drängen sich zwei uns bekannte Personen: es ist der Fremde mit seinem neu acquirirten Freunde, dem Manne Fanny's. Sie waren sehr schnell Freunde geworden, denn der letztere war ungemein lebenslustig und es war nicht schwer, seine Freundschaft zu gewinnen, selbst unter minder günstigen Umständen, als sie hier obwalteten. Zudem schien der Mann Fanny's — wir nennen ihn Josef, theils, weil solche Namen in Laibach häufig sind, theils weil wir den wahren nicht verrathen wollen — für seine junge, reizende Frau nicht besonders zu schwärmen; der Thermometer seiner Liebe war trotz des kurzen Bestandes seiner Ehe beinahe auf den Nullpunkt gesunken. Er fand am früheren Junggesellenleben noch sehr viel Geschmack und besuchte deshalb alle Vergnügungsorte und geselligen Zusammenkünfte, theils allein, theils, jedoch selten, mit seiner jungen Frau, deren Unterhaltung er bei solchen Anlässen gewöhnlich anderen über-

ließ. Dieses fiel in der Gesellschaft nicht zu sehr auf, da man gerne annahm, daß die beiden zu Hause glücklich seien, bei öffentlichen Vergnügen sich indeß durch eifersüchtige Beobachtung keinen Zwang anthun wollten. Da kein häuslicher Zwist vorfiel, so konnten die Basen und Ruhmen die junge Ehe nicht in den Bereich ihrer Plaudereien ziehen; man sagte nur, daß beide sehr vernünftig seien.

In diesen kleinen Familienkreis also sollte der Fremde heute eingeführt werden. Es schlug soeben zwölf Uhr und die Glocken sämtlicher Kirchen kündigten in mehr oder minder gefälliger Harmonie die Mittagsstunde an. Unsere zwei Marktbesucher traten den Heimweg an. In der Wohnung angelangt, stellte Josef den Fremden als seinen erst gestern gewonnenen vortrefflichen Freund und Bewohner des zweiten Stockwerkes vor.

Fanny war von dem Besuche bereits unterrichtet worden und kannte denselben schon, wie sich unsere Leser erinnern werden. Nach einigen der üblichsten Redensarten setzte man sich zur Tafel, die einfach, aber geschmackvoll hergerichtet war. Der Fremde benützte diesen Umstand als Anlaß, der reizenden Ordnerin ein schmeichelhaftes Compliment zu machen, worauf diese verlegen erröthend erwiderte:

„Sie sind ein Dichter, und Dichter sind sehr nachsichtig und finden überall Stoff zur Bewunderung, wenn auch das Auge eines nüchternen Beobachters nichts dergleichen bemerkt oder zu bemerken geneigt ist.“

Wie die Leser aus dieser Aeußerung ersehen, hatte Fanny ihren anfangs gefaßten Groll gänzlich überwunden und alle Vorurtheile fallen lassen. Das Gemüth der Frauen ist wandelbar. Diese schnelle Veränderung deutete der Fremde zu seinen Gunsten und glaubte das Schwerste bereits überwunden zu haben. In diesem Glauben bestärkte ihn noch der Umstand, daß die junge Frau seinen Erzählungen aus Nah und Fern mit großer Aufmerksamkeit folgte, während sich der Gemal mit großem Eifer der angenehmen Beschäftigung des Essens hingab. Auch nach dem Diner überließ er dem Gaste die Unterhaltung seiner Frau, welche an dem gebildeten und galanten Erzähler sichtlich viel Gefallen fand.

Wer hätte ihr das auch übel nehmen wollen?! Sie, die fast immer auf ihre und ihrer Freundin Gesellschaft angewiesen war und ihres lebhaften Temperaments wegen diese Entfagung nur mit schwerem Herzen ertrug, sehnte sich nach Abwechslung. Daß der angenehme Gast andere Absichten auf sie habe, daran dachte die Unerfahrene nicht, obwohl sie sich, gleich andern jungen Frauen, ihrer Schönheit wohl bewußt war.

So verging Stunde um Stunde, keiner von beiden schien es zu bemerken, bis endlich der Gemal, der bisher in seinem Schreibzimmer beschäftigt gewesen und nur auf Minuten herein gekommen war, eintrat und seinen Freund fragte, ob es ihm nicht angenehm wäre, mit ihm einen Spaziergang zu machen. Diese Aufforderung war gewissermaßen ein Wink mit dem Zaunpfahl, weshalb der Fremde sich höflich empfahl und mit einem triumphirenden Lächeln auf den Lippen seinem Freunde voranschritt.

Die Abendsonne war dem Sinken nahe, die Schatten der Bäume waren unendlich lang geworden; die Promenaden der Sternallee belebten sich mit den Schönheiten Laibachs, begleitet von sorgsamem Müttern oder besorgten Vätern und zärtlichen Brüdern, verfolgt von Anbetern mit überschwenglichen Gefühlen und großen und kleinen Herzen. Unser Poet nur schien zu dieser Art von Leuten mit menschlichen Gefühlen nicht zu zählen, denn er ließ, an einen Baum gelehnt, ohne einen sichtbaren Eindruck, alles Revue passiren, er grüßte nur manchmal einen Vorübergehenden bald ehrfurchtsvoll, bald vertraulich. Endlich sah er seinen Freund Albert melancholisch und doch mit ungeduldiger Hast herankommen und eilte ihm entgegen.

„Nun, da bin ich, gewärtig der Dinge, die da kommen sollen!“ So sprach Albert, dem Freunde die Hand reichend.

„Vor allem,“ erwiderte dieser, „wappnen Sie sich, denn die heutige Probe erfordert einen großen Grad von Selbstbeherrschung. Wären Sie im Stande, ohne ein Wort zu reden, ohne die geringste Anstalt zur Abwehr der List oder Gewalt zu treffen,

ruhig zuzusehen, wenn Ihnen Ihr Liebstes vor den Augen weggenommen würde? Muthen Sie sich also einen solchen Grad von Selbstbeherrschung zu, dann und nur dann kann ich Sie an einen Ort führen, wo etwas Aehnliches vor sich gehen soll. Es gilt nämlich, Ihres Nebenbuhlers Pläne zu durchschauen, um dann geeignete Maßregeln zur Vereitelung derselben zu treffen.“

Albert ahnte, um was es sich handelte. Diese Alternative war allerdings eine harte Nuß, doch er mußte hineinbeißen, wollte er selbst seinen Zwecken nicht entgegenhandeln. Nach kurzem Besinnen sprach er:

„Hier meine Hand! Die Zähne will ich zusammenpressen, daß sie bis auf's Blut in die Lippen dringen, aber rühren will ich mich nicht, kein Laut soll über meine Lippen kommen, und sollte ich vor Zorn und Schmerz wahnsinnig werden.“

„So kommen Sie, es wird Zeit sein!“

Die beiden nahmen ihren Weg gegen Analiens Wohnung. Als sie das angrenzende Haus erreicht hatten, sprach der Poet:

„Glücklicher Weise wohnt hier einer meiner früheren Kollegen; durch seine Vermittelung ist mir für den heutigen Tag der Garten zur Verfügung gestellt worden. Von hier aus kann man durch einige Oeffnungen in der Bretterwand nicht nur den ganzen nachbarlichen Garten übersehen, sondern auch alles hören, was in der Laubhütte gesprochen wird. Noch einmal muß ich Ihnen einschärfen, sich möglichst still zu verhalten, mag kommen, was will, denn es handelt sich um Ihr Glück.“

Albert versprach alles Denkbare, und so betraten beide den Garten und wählten ihre Beobachtungsplätze dicht bei einander, knapp an der Wand. Kaum fünf Schritte von da stand in der Ecke des Nachbargartens, nur durch die besprochene Wand getrennt, eine schattige Laubhütte, ein trauliches Plätzchen für ein liebend Paar.

Unterdessen hatten sich die dunklen Fittige der Nacht über die Stadt herabgesenkt, sämmtliche Gegenstände erschienen in jenem Halbdunkel, das weder Tag, noch Nacht genannt werden kann und füglich ein Interregnum zwischen der Herrschaft der Sonne

und des Mondes ausfüllt. Schon zeigte sich auch in mittelmäßiger Höhe die noch nicht volle Scheibe des letzteren, welche nach und nach bestimmter hervortrat und ihr blaßgelbes Licht über sämtliche Gegenstände auszugießen begann, wodurch die Blumen des Gartens ihre Farbe einbüßten.

Die spähenden Augen der beiden Forscher konnten lange nichts wahrnehmen; Albert harrete mit pochendem Herzen der Dinge, die da kommen sollten, und wurde immer ungeduldiger, so daß der Freund alle Mühe hatte, ihn zu beschwichtigen. Das feine Ohr des Poeten hatte nämlich außerhalb der Mauer Schritte eines Auf- und Abgehenden vernommen. In diesem Augenblicke deutete auch das Anarren der Gartenthüre die Ankunft menschlicher Wesen an.

Durch einen leichten Shawl gegen die noch immer ziemlich scharfe Luft geschützt, erschien Amalie, gefolgt von einer ältlichen Person von keineswegs abschreckendem Wesen; auf dem Gesichte der alten Frau war vielmehr ein hoher Grad von Gutmüthigkeit zu lesen.

„Deffne die Thüre, Marianna!“ ließ sich Amaliens besangene Stimme vernehmen, „und dann bleibe in der Nähe!“

Albert pochte das Herz hörbar, als er seine Angebetete kaum fünf Schritte von ihm sich niederlassen sah.

Die Dienerin gehorchte. Kaum war die Thür aufgegangen, so erschien der verhasste Fremde, sah sich spähend um, und als er Amaliens ansichtig wurde, eilte er auf sie zu.

„Holdes Wesen,“ begann er, sich auf ein Knie niederlassend, „Inbegriff aller meiner Seligkeit, wie danke ich Ihnen für diese Stunde ungestörten Beisammenseins!“

„Stehen Sie auf, junger Herr!“ sprach Amalie in holder Verwirrung. „Bedenken Sie, wir sind nicht allein!“

„Nicht allein?“ rief der Galan, sich umsehend; „ach richtig, Ihre Zofe ist da.“

Ueber die letztere Wahrnehmung schien er eben so sehr verstimmt, als durch Amaliens Gegenwart entzückt. Ihre Hand fassend, fuhr er fort:

Sie trauen mir also nicht ganz? Dieses Mißtrauen kränkt mich empfindlich. Durch die theilweise Gewährung meiner Bitte haben Sie mich schon übergücklich gemacht, vervollständigen Sie dieses unbeschreibliche Glück durch die sofortige Entfernung dieses weiblichen Wächters!“

Sie sind kühn, Sie fordern viel, sehr viel, mehr sogar, als ich gewähren kann und darf. Die treue Dienerin ist ohnehin in mein Geheimniß eingeweiht und verschwiegen, wie das Grab.“

„Der Schuft, der Verführer!“ dachte der Poet und gab sich die größte Mühe, seinen Freund zurückzuhalten, der vor Wuth alle Farben spielte und jeden Augenblick über die Bretterwand springen wollte, um den Gegner aus dem Felde zu schlagen.

Nach und nach wurde das Gespräch jenseits leiser; der Fremde hatte neben Amalien Platz genommen und sprach immer eindringlicher. Amalie schien den süßen Worten der Liebe begierig zu horchen, denn es waren die ersten, die sie je vernommen.

So plauderten sie eine geraume Weile. Keine Feder ist im Stande, Alberts Zustand zu schildern! Er litt Höllenqualen, denn er mußte ruhig zusehen, wie ein anderer vielleicht in böser Absicht mit dem Gegenstande seiner heiligsten Gefühle sein Spiel trieb. Ofters ballte er die Fäuste und nur die fortwährenden Ermahnungen seines Freundes konnten seine Wuth am Ausbruche hindern. Der Poet seinerseits dachte: „Der Fremde ist entweder ein Virtuos im Heucheln, oder seine Liebe ist aufrichtig. In beiden Fällen ist das Mädchen zu bedauern.“

Die alte Dienerin hatte durch ein leises Hüfteln bereits öfter daran gemahnt, daß es Zeit wäre, das Rendezvous zu beendigen; als jedoch alle diese Winke von dem Liebespaare unbeachtet blieben, trat sie geräuschvoll heran und erinnerte an die bereits sehr vorgerückte Abendstunde und an die scharfe Luft, welche der zarten Gesundheit Amaliens schaden könnte.

„Darf ich auf die Wiederholung einer gleich glücklichen Stunde hoffen?“ So sprach der Fremde aufstehend und Amaliens Hand küßend.

„Morgen Abends um dieselbe Zeit!“ flüsterte Amalie, wie eine Gazelle davonhüpfend.

„Auf Wiedersehen, Du holder Himmelsengel!“ Nach diesen Worten verschwand er durch die Thüre, welche die Dienerin hinter ihm schloß.

„Nun, wie sind Sie von dem Schauspieler erbaut worden?“ fragte der Poet seinen Freund, als beide aus dem Garten hinaus schritten.

Dieser gab keine Antwort, es war ihm zu Muth, als ob in dieser Stunde all' sein Glück zu Grabe getragen worden wäre. Stumm folgte er dem Poeten, der nichts unversucht ließ, ihn besser zu stimmen. Als jedoch alle seine Mühe ohne Erfolg war, beschloß er, ihn seinen eigenen Gedanken zu überlassen, wünschte ihm, vor dessen Wohnung angelangt, eine gute Nacht und ging seiner Wege. Albert sah auf, und da sein Begleiter nicht mehr bei ihm war und er auch sein Logis erkannte, so schritt er mechanisch die Treppen zu seinem Zimmer hinauf, wo er sich gänzlich abgespannt, angekleidet auf's Lager warf.

Achtes Kapitel.

Der Spion.

Wir überspringen einen Zeitraum von zwei Wochen, um unsere geehrten Leser durch Schilderung gleichartiger Begebenheiten nicht allzu sehr zu ermüden. Es genüge die Bemerkung, daß der Fremde unterdessen nicht nur die Liebe Amaliens, sondern auch ein ungewöhnliches Interesse Seitens ihrer Freundin Fanny sich zu erwerben gewußt hatte.

Bei der letzteren machte er häufige Besuche, doch nur, wenn deren Mann, dessen ganzes Zutrauen er besaß, anwesend war. Ihr Freundschaftsband mit Amalie war unterdessen lockerer geworden, sie sahen sich seltener und selbst dann sprachen sie nie mehr über

den fraglichen Fremden, da eine jede von beiden es sorgfältig vermied, dieses Thema zu berühren.

Der Mann Fanny's amüfirte sich mittlerweile mit dem Fremden in allerlei Gesellschaften, welche mitunter nicht immer die ausgefuchtesten waren. Da diese Lebensweise natürlich sehr kostspielig war und Josef im „Aufhauen“ nicht hinter dem Fremden zurückbleiben wollte, obschon seine Geldverhältnisse nicht die glänzendsten waren, so gerieth er nach und nach in Schulden, welche im Verhältniß zu der kurzen Zeit eine für ihn bedeutende Höhe erreichten. Um seine Gläubiger zu befriedigen, mußte er zu allerlei Mitteln greifen, die er sonst verworfen hätte. Von alledem wußte Fanny natürlich nichts, sie vermied es auch, nach dem Zwecke und Ziele der häufigen Excursionen ihres Mannes zu fragen.

Die Stimmung Alberts war im wesentlichen dieselbe, wenn er sich auch nachgerade in sein Schicksal zu fügen begann. Die Tröstungen und die stets frohe Laune des Poeten, der unterdessen die Zusammenkünfte Amaliens mit dem Fremden häufig belauschte, um über den Fortschritt des Verhältnisses stets im Klaren zu sein, übten auf ihn einen vortheilhaften Eindruck, so daß er an der Erfüllung seiner heißesten Wünsche nicht gänzlich verzweifelte. Trotz der eifrigsten Beobachtungen gelang es dem Poeten nicht, weitere Beweise wider den Fremden zu erlangen, obschon er sich mit den beiden Herren, welche ihm auf der Spur waren, in Verbindung gesetzt hatte. Es ließ sich nichts Verdächtiges bemerken. Der Gegenstand der Beobachtung lebte nach wie vor, seine Papiere waren in der besten Ordnung und die beiden genannten Herren, vermuthlich Polizeiorgane aus Bremen, waren bereits nahe daran, ihre Nachforschungen als erfolglos aufzugeben. Der Poet fühlte, daß es die höchste Zeit sei, zu handeln.

Eines Tages hatte der Fremde, wie öfters, bei seinem Freunde soupirt und saß jetzt neben der liebenswürdigen Hausfrau. Der Mann hatte sich entfernt. Es war das erste Mal, daß er seine Frau mit dem Fremden allein ließ; er glaubte dies thun zu dürfen, denn derselbe war ja ein vortrefflicher und intelligenter Hausfreund. Auch sprach dieser nie von Liebe, höchstens drückte er der jungen

Frau seine Verehrung und Bewunderung in sehr gewählten Worten aus, was diese für einen Tribut hinnahm, den ja alle Männer den Damen zollen. Heute jedoch lenkte er das Gespräch auf dieses Thema; er verlor sich immer mehr hinein.

Fanny hatte anfangs den süßen Worten halb willenlos gelauscht, als er aber ihr entdeckte, welche Gefühle ihre unwiderstehliche Liebenswürdigkeit in ihm erweckt habe, da gewahrte die junge Frau plötzlich den Abgrund, an dessen Rande sie bereits zu schweben glaubte. Immer glühender wurde die Sprache des Gastes, die Bethenerungen seiner Liebe, deren Blut ihn zu verzehren drohe.

„Sie vergessen, mein Herr, daß ich die Frau eines Anderen bin und solche Worte nicht hören darf! Es wäre dies ein Verbrechen!“ So sprach Fanny aufstehend, mit einer der beleidigten Frauenwürde eigenthümlichen Hoheit.

„Die Liebe kennt kein Verbrechen!“ antwortete der Fremde, sich auf die Knie niederlassend und ihre Hand leidenschaftlich fassend. „Erhören Sie mich, Fanny, oder ich gehe zu Grunde! Ein Blick nur, Fanny, ein Händedruck —“

Draußen ließen sich Schritte vernehmen. Fanny war in Verzweiflung und suchte vergeblich ihm ihre Hand zu entwinden.

„Mein Gott, was beginnen Sie?! Wenn man uns in dieser Situation sieht! Stehen Sie doch auf, mein Herr!“

„Nicht eher, als bis Sie mein Flehen erhören! Was kümmert mich die Welt, wenn Sie mich verstoßen, Sie, die Sonne meines Lebens!“

Fanny's Lage war unbeschreiblich peinlich; die Schritte kamen immer näher, schon waren sie an der Thüre hörbar, und wenn man den jungen Mann in dieser Stellung bei ihr antraf, so war ihre Ehre, ihr Ruf dahin. In der größten Verzweiflung flehete sie:

„Erbarmen, mein Herr, schonen Sie meinen Ruf!“

„Ein Wort, Fanny, ein einziges! —“

Man pochte an der Thüre. Noch eine Secunde, und sie war verloren.

„Was verlangen Sie denn von mir Unglücklichen?“

„Sagen Sie nur ein einziges Wort der Gewährung! Darf ich Hoffnung hegen? Sagen Sie: Ja!“

„Nun, ja!“ stieß Fanny, ihrer nicht mehr mächtig, hervor. Blichschnell erhob sich der Kniende. Es war die höchste Zeit, denn gleich unmittelbar darauf ging die Thüre auf.

Eine alte, hagere Gestalt in altmodischer Kleidung, mit strenger Miene und gerader Haltung trat herein. Die junge Frau hatte ihre Aufregung so viel als möglich bewältigt, um ganz unbefangen zu scheinen.

„Grüß' Sie der Himmel, Herr Onkel! Welchem glücklichen Zufalle verdanke ich das Glück Ihres Besuches?“ Hiemit ergriff sie die Hand des alten Herrn und führte ihn zu einem Sessel.

„Hm! Ob Du den Grund meines Besuches für ein Glück ansehen wirst, ist noch eine bedeutende Frage. Doch“ — fuhr der Onkel, auf den Gast zeigend, fort — „wer ist der Herr?“

„Verzeihen Sie, Onkel, ich vergaß, beide Herren einander vorzustellen.“

Damit holte sie das Versäumte nach. Bei dieser Ceremonie entging dem Fremden nicht, daß ihn der andere mit mißtrauischen Blicken maß. Da er jetzt eine sehr überflüssige Person zu sein glaubte, so empfahl er sich, einen vertraulichen Blick auf Fanny werfend. Diese wich demselben aus und athmete erleichtert auf, als die Schritte des Abgehenden draußen verhallten.

„Um auf den Grund meines unerwarteten Besuches zurückzukommen,“ begann der Herr, der als Onkel eingeführt worden war, „muß ich Deines liederlichen Mannes erwähnen. Seit einiger Zeit treibt er sich nämlich mit einem neu gewonnenen Freunde allerorts herum und wirft das Geld gleichsam mit vollen Händen weg. Dadurch ist er in bedeutende Schulden gerathen; er mag selber zusehen, wie er sich wieder flott macht, denn ich gebe ihm, so wahr ich lebe, nicht einen Heller mehr. Wo steckt denn der Schlingel? Ist er wieder nicht zu Hause?“

„Mein Gott, Onkel, was erzählen Sie?“ sprach die junge Frau bestürzt. „Das alles kann nicht wahr sein, böse Zungen haben

ihn verleumdete! Er ist ja so aufrichtig, er hat mir noch nie etwas verheimlicht.“

„So thut er das jetzt zum ersten Male. Vermuthlich ist der saubere Herr Freund der Urheber dieses Treibens.“

Die junge Frau erwiderte nichts, theils weil sie von diesem Schlage zu sehr betäubt war, um geeignete Worte finden zu können, theils weil sie die Tragweite der Schuld ihres Mannes nicht kannte. Da keine Antwort erfolgte, so fuhr der Onkel fort:

„Mit diesem Freunde soll's noch dazu eine eigene Bewandniß haben; man munkelt allerlei und die Zeit dürfte nicht in allzu weiter Ferne liegen, wo sich der Falter entpuppen wird. — Doch genug davon! Dein Mann ist nicht da, nur um ihn zu treffen, kam ich hieher. Du kannst ihm unterdessen, wenn er heimkommt, eine tüchtige, wohlverdiente Gardinenpredigt halten, worauf sich ja alle Frauen sehr gut verstehen. Dies wollte ich Dir gesagt haben, und somit Gott befohlen!“

Als der Onkel verschwunden war, sank Fanny in Folge der auf sie in so kurzer Zeit eingestürzten Ereignisse erschöpft und halb bewußtlos auf das Sopha. So fand sie ihr nach geraumer Zeit zurückkehrender Gatte. Zu welchen Erörterungen es dann kam, können sich die geehrten Leser denken; wir wollen dieselben nicht weiter ermüden und kehren zu dem Poeten zurück.

Dieser war beinahe den ganzen Tag müßig herumgestrichen und saß gegen Abend, wie gewöhnlich, an den Barrieren der Sternallee in einer lustigen Schaar von Studenten, als er den bewußten Fremden in ungewöhnlicher Hast vorüberreisen sah. Einen außerordentlichen Vorfall vermuthend, sprang er ihm in mäßiger Entfernung nach, so daß er ihn fortwährend im Auge behalten konnte. Es war ihm ohnehin in dem Benehmen des Fremden eine eigenthümliche Unruhe aufgefallen, die jener vergebens zu meistern suchte. Daher glaubte der Poet am Vorabende ungewöhnlicher Ereignisse zu stehen. War dem Fremden vielleicht plötzlich seine Dulcinea untreu geworden? Oder hatte der Vater der letzteren das Verhältniß erfahren und wollte es gewaltsam lösen?

Oder hatte endlich der Fremde die Nachstellungen bemerkt und die zwei Herren, welche ihm auf der Spur waren, erkannt?

Alle diese Fragen drängten sich in dem Poeten zusammen, während er jenem durch die Gassen folgte. Bald war Amaliens Wohnung erreicht und am Fenster zeigte sich das blühende Gesicht der letzteren. Sie warf dem Vorübergehenden einen kaum bemerklichen Blick des Einverständnisses zu, der jedem andern entgangen wäre, nur nicht den scharfen Augen des Poeten. Es war dies offenbar eine Aufforderung zu einem Rendezvous, welchem auch der Poet beizuwohnen beschloß. In dieser Absicht versügte er sich in den Nachbargarten und saßte an seinem gewöhnlichen Plaze Posto.

Nicht lange darauf erschien Amalie, diesmal zum ersten Male allein; zu gleicher Zeit wurde auch die Gartenpforte geöffnet und der Fremde zeigte sich. Sobald er Amalie gewahrte, eilte er auf sie zu und wollte sie umarmen. Sie drängte ihn jedoch zurück und sprach mit melancholischer Stimme:

„Heute sehen wir uns zum letzten Male, mein theuerster Freund, dann müssen wir scheiden.“

„Scheiden?“ erwiderte dieser bestürzt. „Nein, nimmermehr! O Amalie, Sie begreifen nicht, daß Scheiden bei mir gleichbedeutend ist mit Sterben! Sie lieben mich nicht, Sie können mich unmöglich je geliebt haben, wenn Sie vom Scheiden in so gleichgültigem Tone sprechen!“

„O Heinrich! (unter diesem Namen hatte er sich bei ihr eingeführt) Gott vergebe Ihnen diese Kränkung! Habe ich je einen derartigen Verdacht verdient? Für mich ist das Scheiden nicht minder bitter, als für Sie, allein das unbezwingbare Geschick will es so. Mein Vater billigt meine Liebe nicht und läßt sich durchaus nicht umstimmen. Er gebot mir mit kurzen Worten, das Verhältniß zu lösen und ist entschlossen, mit mir fortzuziehen, falls ich ihm nicht gehorchen würde; ja noch mehr, er will mich ungerathenes Kind verstoßen.“

„Unvorsichtige! Wie konnten Sie Ihren Vater von unserer Liebe in Kenntniß setzen? Waren wir nicht glücklich genug? Und nun soll unser Glück ein so plötzliches Ende nehmen!“

„Es muß sein, Heinrich, ich muß mich dem Gebote meines Vaters fügen, will ich nicht seinen Fluch auf mich laden.“

„Ich Thor, der ich auf die Liebe des weiblichen Herzens goldene Berge baute! Ja, so lange keine Hindernisse sich entgegenhürmen, sind sie standhaft, dann aber stoßen sie den Armen, der so unglücklich war, sich in ihre Netze zu verstricken, unbarmherzig von sich und überlassen ihn der Verzweiflung. Was kümmert es sie auch, ob ein Männerherz bricht? Sie finden ja reichlichen Ersatz in den Armen eines andern!“

Diese Worte, im Tone der bittersten Ironie gesprochen, verfehlten auf Amaliens Herz die beabsichtigte Wirkung nicht. Sie brach in Thränen aus.

„O Heinrich, wodurch habe ich diesen Vorwurf verdient? Ist es kein hinlänglicher Beweis meines Vertrauens zu Ihnen, wenn ich mich ganz in Ihre Gewalt gebe? Kann, darf man denn mehr thun?“

„Welche naive Frage! Sie kennen das Wesen der Liebe nicht! Die Liebe vermag alles, selbst dem Willen eines Vaters zu trotzen. Das ist die wahre Liebe, jenes Gefühl, das uns alles Irdische vergessen läßt und uns zu Wesen edlerer Art gestaltet. Beseelte Sie ein derartiges Gefühl, so würden Sie keinen Augenblick zaudern, demjenigen zu folgen, der Ihnen alles zu opfern bereit ist.“

Es herrschte durch eine Minute lautlose Stille. Amalie bestand einen harten Kampf der Liebe gegen das Gefühl der kindlichen Pflicht. Endlich schien die erstere, wie in den meisten derartigen Fällen, die Oberhand zu gewinnen.

„Nun wohlau, um Ihnen allen Zweifel an der Größe und Aufrichtigkeit meiner Liebe zu benehmen, bin ich zu allem bereit, was immer Sie verlangen können. Was begehren Sie?“

Diese Worte hatte Amalie mit äußerster Anstrengung hervorgestoßen, dann sank sie erschöpft auf die Bank in der Laube. Der Fremde hielt nun sein Spiel für gewonnen, denn sein Opfer war zu jedem Widerstande unfähig; um dasselbe nicht länger durch bittere Reden zu quälen, beschloß er einen mildern Ton anzuschlagen.

„Verzeihen Sie, theuerste Amalie,“ begann er, „ich that Ihnen Unrecht. Können Sie mir verzeihen?“

„Sie stellen mich wirklich auf eine sehr harte Probe, Heinrich,“ hauchte sie. „Ich opfere Ihrer Liebe das Beste, das Theuerste, was ich habe, meinen Vater. Mögen Sie es nie bereuen, mich dazu getrieben zu haben!“

„Amalie, Du Perle aller Mädchen, wärest Du bereit, Deinen Vater zu verlassen und mir zu folgen?“

Amalie schreckte vor der Größe des Opfers zurück, das von ihr gefordert wurde. Wäre sie sich selbst überlassen gewesen, so hätte sie vielleicht noch einmal alle Pflichten bedacht, welche sie ihrem Vater gegenüber hatte. Das Drängen des Fremden indeß machte sie zu jeder Erwägung unfähig, und so erwiderte sie:

„Wenn es sein muß, so bin ich dazu bereit, da mir kein anderer Ausweg übrig bleibt.“

„Dank Dir, herrliches Mädchen! Morgen um diese Stunde sei bereit zur Flucht. Wir wollen nach den reizenden Gefilden Italiens eilen, bis des Vaters Zorn verraucht ist, was hoffentlich nicht lange währen wird. Dann kommen wir zurück als Mann und Frau, um ungetrennt die Lebensstage auf blumigen Pfaden dahinzuwandeln.“

„Ach mein armer, armer Vater! Ich fürchte, dieser Schlag wird sein Tod sein.“

„Eitler Wahn! Man großt eine Weile, ist enttäuscht, flucht vielleicht dem entarteten Kinde, aber zuletzt, wenn dieses Programm erschöpft ist, geht man zur Tagesordnung über, d. h. man wird vernünftiger, läßt sich erbitten und schließlich macht ein Fußfall und eine reumüthige Bitte alles wieder gut. Darum entschliesse Dich kurz: Willst Du mir folgen? willst Du mir angehören?“

Wieder kämpfte Amalie einen kurzen Kampf, dann sank sie dem Geliebten in die Arme mit dem Ausrufe:

„Dein auf ewig!“

„Morgen, nach dem Einbruch der Nacht, will ich mit einem Wagen hier sein. Hüte Dich zur geheimen Abreise, nimm alles mit, was Du Dein nennst, und gebrauche die größte Vorsicht, da-

mit durch eine vorzeitige Entdeckung unser Glück nicht vereitelt wird!“

Nun folgte eine innige Umarmung, dann trennten sich die Liebenden, indem der Galan durch die Thür in der Mauer verschwand, Amalie aber halb bewusstlos langsam dem Hause zuwanke.

„Bis jetzt hast Du agirt, und wahrlich nicht schlecht! Nun beginnt der zweite Theil des Drama's, worin ich die Hauptrolle übernehmen will.“

So rief unser Poet, dem von der ganzen Scene nicht das Geringste entgangen war, und fuhr dann im Abgehen fort: „Also morgen schon will er seinem Werke die Krone aufsetzen! Nun, Poet, rüste Dich und sei auf Deinem Posten. Der Termin ist verdammt kurz, laß den Feind nicht eine Minute aus den Augen.“

Während dieses Monologes hatte er seinen Posten verlassen und stand gleich darauf auf der Gasse; hier sah er im Lichte der Gasflammen seinen Mann eiligen Schrittes davongehen; eine Minute darauf war er ihm hart auf der Ferse. Der Fremde betrat ein Kaffeehaus, ließ sich Papier und Dinte geben und schrieb einen ziemlich langen Brief. Der Poet beobachtete ihn scharf. Augenscheinlich enthielt der Brief Dinge von großer Wichtigkeit, denn er las ihn mehrmal durch, ehe er den Marqueur herbeirief, um sich zu erkundigen, ob der Brief heute noch expedirt werden könnte.

„Sie müßten denselben am Bahnhofe abgeben!“ antwortete dieser verbindlichst.

„Dann besorgen Sie mir einen verlässlichen Boten! Es wird kein Schade nicht sein!“

„Gleich!“ erwiderte der dienstbare Geist mit der unbeweglichen Miene, die Leute seines Schlages charakterisirt, und verschwand in einen Seitenappartement. Unmittelbar darauf kam aus demselben ein kleiner Bursche von recht gewinnendem Außern und stellte sich schweigend vor den Herrn, der eben den Brief siegelte.

„Da, Kleiner, trage diesen Brief auf den Bahnhof und bringe mir das Recepisse. Beeile Dich, ich will hier warten. Je schneller Du kommst, desto größer wird Dein Lohn sein!“

Der Junge setzte seine kleinen Beine in eine hurtige Bewegung; unbemerkt hatte sich auch der Poet darauf entfernt und lief dem Boten nach. Bald hatte er ihn eingeholt.

„Warte einen Augenblick, Kleiner! Der Herr, mein Freund, der Dir den Brief übergeben, hatte etwas Wichtiges vergessen. Gib mir also den Brief und warte hier, Du sollst ihn gleich wieder haben!“

Ohne Argwohn willfahrte der Junge. Der Poet eilte nun so schnell als er konnte in ein anderes Café, verlangte Papier und Tinte, versiegelte einen leeren Bogen, schrieb die Adresse des anderen Briefes darauf und eilte so schnell als möglich dem Jungen nach, der noch an derselben Stelle seiner harnte. Der Poet übergab ihm nebst einem kleinen Trinkgelde den ausgetauschten Brief, der Junge eilte, ohne den Austausch zu bemerken, davon und brachte dem Fremden nach einer Weile das Recepisse, dieser besah es dann und steckte es zufrieden in sein Portemonnaie. Der kleine Bote erhielt einen glänzenden Botenlohn, mit dem er vergnügt davonsprang.

Der Fremde verließ später mit einem stereotypen Lächeln das Café und verschwand sofort in den Windungen der Gassen.

Neuntes Kapitel.

Eine unangenehme Ueberraschung.

Hastig, als brennte ihm der Boden unter den Füßen, eilte der Poet über das damals noch holprige Pflaster der Bahnhofsgasse hinab und machte nicht früher Halt, bis er das 'Café Nationale' erreicht hatte. Hier versüßte er sich in die zweite, klei-

nerer Abtheilung, wo er, von niemand beobachtet, das *Corpus delicti* in der Gestalt des geschmuggelten Biletts hervorzog.

„Capitän M. van Hoven, Rauffahrteischiff ‚Schwalbe,‘ derzeit im Hafen von Triest,“ lautete die Adresse.

Hastig öffnete er den Brief, und während er las, hätte ein aufmerksamer Beobachter den Ausdruck sich stets steigender Entrüstung auf seinem Gesichte wahrnehmen können.

„Elender Betrüger, Schurke, Dieb!“ rief er nach dem Durchlesen, den Brief sorgfältig verbergend, „diesmal ist Dein Glücksschiff auf eine Sandbank gerathen. Du selbst hast uns Waffen in die Hand gegeben. Nun heißt das Lösungswort: Handeln! Vor allem muß ich die zwei Verfolger des Schurken avisiren. Wenn ich sie nur zu treffen wüßte! Doch mein und des bedrohten Mädchens Schutzgeist wird mich nicht im Stiche lassen, ich vertraue mich ganz seiner Leitung an.“

Eben wollte er das Café verlassen, als jene zwei Herren, die er aussuchen wollte, eintraten, wie sie es seit einiger Zeit allabendlich zu thun pflegten.

Der Poet trat auf sie zu mit der Bitte, ihm in das kleinere Zimmer folgen zu wollen. Sie willfahrten seinem Wunsche, und nachdem der dienstfertige Marqueur das verlangte Getränk und Cigarren gebracht und sich entfernt hatte, wies unser Poet den Brief vor. Mit leicht erklärlicher Neugierde betrachteten die beiden die Adresse und riefen plötzlich einstimmig aus:

„Wie kommen Sie zu dem Briefe? Das ist ja seine Schrift.“

Der Inhalt mußte sehr aufregender Natur sein, denn die Augen des einen funkelten förmlich vor Zorn, während über die Züge des andern ein triumphirendes Lächeln zog. Unser Poet geberdete sich gleich einem römischen Dictator, der mit Triumph sein Siegeswerk betrachtet.

„Woher haben Sie den Brief?“ fragte der eine der Herren, denselben zusammenfaltend.

„Ich gelangte zwar auf keine redliche Art in den Besitz desselben, allein ich glaubte meine That hinlänglich rechtfertigen zu

können durch den Spruch ‚Der Zweck heiligt das Mittel.‘ Nun müssen wir einschreiten!“

„Das ist jetzt unsere Sache, wackerer junger Mann. Wir bedurften nur eines handgreiflichen Beweises gegen ihn; dieser ist da, wir schreiten gleich zur Verhaftung.“

„Halt, nicht so!“ rief der Poet. „Gewähren Sie mir nun auch eine Bitte!“

Und er erzählte ihnen die ganze Angelegenheit Alberts und wie es sein Plan gewesen, ihn als Retter der Dame erscheinen zu lassen, damit er durch diesen Dienst zuerst deren Dankbarkeit und Freundschaft und in der Folge auch mehr gewinne.

„Ein vortrefflicher Gedanke!“ riefen die Herren. „wenn er nur ausführbar wäre.“

„Erlauben Sie mir, mich darüber näher zu erklären!“ Hierauf weichte er sie in seinen Plan ein und die Herren gaben ihm Beifall.

Unterdessen war es bereits spät geworden, ohne daß sich Albert blicken ließ. Es blieb daher dem Poeten nichts übrig, als sich zur Ruhe zu begeben, nachdem man sich über die Verhaltungsmaßregeln des folgenden Tages vollkommen geeinigt hatte.

Die aufgehende Sonne des folgenden Tages traf unsern Poeten ausnahmsweise schon auf den Beinen. Sobald er annehmen konnte, daß sein Freund aufgestanden sei, beschloß er ihn aufzusuchen. Trotz der frühen Morgenstunde traf er denselben nicht mehr an; auf Befragen erfuhr er, daß derselbe sich wahrscheinlich nach dem reizenden Rosenbach begeben habe, was er seit einiger Zeit alltäglich zu thun pflegte. Auch dem Poeten gefiel die Tour ausnehmend, nicht nur wegen des vortrefflichen Koffa, der am Ziele winkte, sondern mehr noch wegen des äußerst angenehmen und erfrischenden Spazierganges, der am Morgen Geist und Körper stärkt.

In der ‚Veranda‘ in Rosenbach saß eine gewählte Stammgesellschaft aus behäbigen und gemüthlichen Bürgern und plauderte über Einst und Jetzt, über Geldnoth und Geschäftskrisis. Vorzüglich war es ein beleibter Herr mit rundem Gesicht und jungem

Vollbart, dessen Späße und wahre oder erfundene Anekdoten viel Gelächter erregten. Ueberhaupt schwamm alles in der animirtesten Stimmung, nur nicht Albert, der an einem Seitentische, den Kopf auf die hohle Hand gestützt, langsam und bedächtig seinen Kaffee schlürfte.

So traf ihn der Poet, der sich nach einem Gruße an die lärmende Gesellschaft mit ihm in ein Gespräch einließ und nach kurzer Einleitung sogleich zum eigentlichen Thema überging.

„Heute ist der Tag,“ begann er, „von dem es abhängt, ob Sie in der Liebe reussiren, oder für immer auf den Gegenstand derselben verzichten müssen. Darum wappnen Sie sich, zeigen Sie Energie und vor allem stellen Sie sich so, als ob das Ganze Ihr Werk wäre. Mit dem Beweise des Verrathes in der Hand, den Sie Abends bekommen sollen, wird es Ihnen ohnehin nicht schwer sein, die Rolle des Retters zu spielen.“

„Nun gab er ihm Verhaltensregeln für den Abend. Obwohl dieselben Albert etwas dunkel vorkamen, so mußte er sich zufriedengeben, denn eine weitere Auskunft verweigerte der Poet.

„Begnügen Sie sich,“ sprach er, „vorläufig damit. Morgen um diese Zeit wird Ihnen ohnehin alles klar sein.“

„Und Sie, lieber Freund, welche Rolle haben Sie sich zgedacht?“

„Ich? Nun, ich habe eine zwar kleine, aber nichts destoweniger sehr wichtige Aufgabe, nämlich den alten Rentier möglichst lange im Gasthause aufzuhalten. Zu diesem Zwecke will ich heute alle nur erreichbaren Zeitungen lesen, mehrere auch mitnehmen, um sie dort der wißbegierigen Bürgerschaft zu expliciren.

„Obwohl mir Ihre Anordnungen dunkel vorkommen, so will ich mich dennoch ganz genau darnach richten und zu rechter Zeit an Ort und Stelle erscheinen. Jedenfalls soll der heutige Tag über vieles entscheiden.“

Unterdessen hatte sich die Gesellschaft verloren, der Beruf rief einen jeglichen an seinen Posten; auch der Poet und sein Freund traten den Weg zur Stadt an. Unterwegs wurde noch manches über die bevorstehenden Ereignisse des Abends gesprochen. Albert

war guter Dinge, denn obwohl ihm sein Freund nicht alles ver-rathen, so ahnte er doch, um was es sich handelte. Dann trennten sie sich und jeder ging seinen Geschäften nach. Dem unruhigen, aufgeregten Albert nahmen die Stunden des Tages einen trägen Schneckengang.

Auch der Fremde traf Anstalten zu Abreise, oder vielmehr zur Flucht. Heute in aller Frühe nämlich hatte ihn sein Emissär, der Rothe, aufgesucht und ihm den Dienst gekündigt, weil er gestern von der Polizei über dessen Thun und Treiben ausgehört worden war. Da witterte er einen verdächtigen Wind, er wolle um keinen andern seine Haut zu Markte tragen u. s. w. Mit einem verächtlichen Lächeln entließ ihn der Fremde, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Als er hierauf bei Fanny vorsprechen wollte, wurde er nicht eingelassen, da ihm die alte Dienerin die Thüre vor der Nase zuschlug. Lauter Anzeichen, woraus er schließen mußte, daß die Luft nicht ganz rein sei.

„Es ist an der Zeit,“ dachte er, „mich aus dem Staube zu machen, weil auch in meiner Casse der Boden immer mehr sichtbar wird. Das Täubchen ist im Käfig, ohne es im geringsten zu ahnen. Desto größer wird die Enttäuschung sein, wenn ich mich dem einfältigen Dinge gegenüber entlarve. Nun, Glückauf zu meinem neuen Meisterstreiche!

Der Poet hatte den Tag über vollauf zu thun. Der Abschied von den zwei Herren war zwar nicht sehr herzlich, allein sie dankten ihm recht verbindlich für seine ausgiebige Hilfe, die dem Gelingen ihres Werkes so sehr förderlich war. Sobald der Abend hereingebrochen, suchte er das Gasthaus auf, wo er den Rentier zu treffen pflegte. Bei seinem Eintritte war der Gesuchte noch nicht anwesend, erschien indeß bald darauf. Nach und nach ergänzte sich die Zahl der Gäste und alles horchte den Erzählungen des Poeten mit größter Aufmerksamkeit, da er heute zum Plaudern besonders aufgelegt schien.

Sehen wir uns nach Amalien um. Dem bedauernswerthen Opfer einer allzu leichtgläubigen Hingebung waren die Stunden des Tages im Kampfe zwischen der Liebe und der kindlichen Pflicht

verfloßen. Noch immer war sie unentschieden, sie schwankte fortwährend, traf aber deßungeachtet Anstalten zur Flucht, indem sie alle ihre Kostbarkeiten in ein Bündel zusammenpackte und auch eine ihr gehörige Summe Geldes zu sich steckte. So war der Abend hereingebrochen, die Sonne sank bereits und vergoldete die Spitzen der höchsten Berge. Sobald es völlig Dunkel wurde, legte sie einen Abschiedsbrief in ihres Vaters Secretär, nahm weinend Abschied von allen ihr theuren Gegenständen und verfügte sich in den Garten, nachdem sie die alte Dienerin mit einem Auftrage fortgeschickt und ihr bedeutet hatte, heute nicht mehr gestört werden zu wollen, denn sie fühle sich krank, eine Ausrede, der ihr blaßes Aussehen in den Augen der Dienerin sehr viel Wahrscheinlichkeit verlieh.

Nicht lange brauchte sie zu warten; bald öffnete sich die Gartenthüre und mit dem Ausrufe: „Komm, Geliebte, der Wagen harret unser!“ schloß sie der Eingetretene in seine Arme und führte die Bebende in die geräumige Kutsche. Der Schlag schloß sich und der Wagen setzte sich in Bewegung.

Amalie zitterte vor Angst und Aufregung noch immer so heftig, daß sie unvermögend war, auf die zärtlichen Reden und Versicherungen ihres Begleiters zu antworten, obwohl sich dieser alle Mühe gab, sie zu ermuthigen.

Man mochte etwa ein Viertelstunde in scharfem Trab gefahren sein, als der Wagen plötzlich stille hielt. Unwillig über die Störung und um zugleich den Grund derselben zu erfahren, öffnete Amaliens Begleiter den Wagenschlag und bog sich hinaus, prallte indeß entsetzt zurück.

„Belieben Sie, Gustav Roden, ganz ruhig auszustiegen, damit wir nicht in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt werden, Sie dazu zu zwingen.“

Um dieser Aufforderung noch mehr Gewicht zu verschaffen, ließ der Fremde, in dem wir einen der beiden Herren aus Bremen erkennen, den glänzenden Lauf einer Pistole sehen. Beim Klange dieser Stimme fuhr Amaliens Begleiter zusammen. Doch gab er sich noch nicht verloren, sondern öffnete den zweiten

Wagenschlag und wollte entspringen, allein hier erwartete ihn derselbe Empfang.

„Was soll denn das ganze Arrangement?“ rief er, in der Hoffnung, die beiden Herren irre zu führen. „Der Angriff beruhet offenbar auf einem Mißverständnisse, denn die Person, deren Namen Sie zu nennen beliebten, befindet sich nicht hier. Kutscher, fahre zu!“

„Wer sind denn dann Sie?“ hieß es zurück. „Keine Ausflüchte, halten Sie uns nicht länger auf, damit die Dame, die das Opfer Ihrer Ränke hätte werden können, noch bei Zeiten heimkehrt. Künftighin seien Sie vorsichtiger bei der Ausführung Ihrer übrigens schlau angelegten Pläne, und vertrauen Sie Ihre Geheimnisse niemandem an, nicht einmal dem Papiere und der Post.“

„Der Brief war also mein Verräther! Adieu Zukunft, Adieu Freiheit!“ Hiemit stieg er aus, wurde von den zwei Herren in die Mitte genommen und einen andern bereitstehenden Wagen zu besteigen genöthiget.

„Sie thun gut daran,“ schloß der eine der Begleiter, „das Aufsehen zu vermeiden. Auf diese Weise verschwinden Sie unbenutzt vom Schauplatze Ihrer neuesten Thaten und retten wenigstens den Schein, da Sie hier glücklicherweise keine verbrecherische Spur zurücklassen. Für den Fall einer Gegenwehr von Ihrer Seite war man sehr gut vorbereitet und ein Entrinnen war gar nicht möglich.“

Dann rollte der Wagen in der Richtung gegen den Bahnhof fort. Von den drei Insassen sah man keinen wieder. Der gegen Mitternacht heimkehrende Kutscher erzählte, die drei Herren hätten sämtlich Billete in der Richtung nach Wien genommen. Einige Spielgesellschaften vermifften den jungen „reichen“ Fremden; da man indeß nichts Genaueres über ihn wußte, so blieb er verschollen.

Kehren wir zu Amalien zurück. Bei der unvermuthet schnellen Beendigung der Reise und bei der Entlarbung Ihres Geliebten war das unglückliche Geschöpf in Ohnmacht gesunken. In diesem Zustande traf sie Albert an, der der Verabredung gemäß am

Platze erschienen und Zeuge der Vorfälle gewesen war. Er begriff schnell den Zusammenhang und schauderte bei dem Gedanken an die Gefahr, welcher seine Auserwählte preisgegeben war, denn er zweifelte keinen Augenblick daran, daß die Dame im Wagen sie sein müsse. Wie bang pochte ihm das Herz, als er sich das Glück vorstellte, mit ihr ganz allein in einem Wagen zu sein! Ein nie empfundener leiser Schauer durchrieselte seine Glieder, als er den Schlag öffnete, um der Auserwählten das Räthsel — ein solches war ja für sie die eben vorgefallene Scene — zu lösen und ihr zugleich ihre Rettung anzukündigen. Die Worte der Entschuldigung blieben ihm jedoch in der Kehle stecken, als er sie ohnmächtig, fast leblos dasitzen sah.

„Kutscher,“ rief er, „fahre zu, was die Gänle laufen können; es wartet Deiner ein doppeltes, dreifaches Trinkgeld. Zurück nach dem Orte, woher Du die Dame gebracht.“

Der Angerufene hatte mit offenem Munde sprachlos den Vorgang mitangesehen, ohne sich das Vorgefallene erklären zu können. Er war für eine längere Fahrt gemiethet worden und schien jetzt sehr zufrieden, als ihm der bereits bezahlte Betrag nicht nur nicht zurückgefördert, sondern noch ein bedeutendes Trinkgeld in Aussicht gestellt wurde. Daher hieb er auf seine Klappen ein, daß sie mit Aeolus um die Wette rannten.

Die durch das schnelle Fahren bewirkte Erschütterung brachte Amalie erst zur Besinnung.

„Wo bin ich?“ rief sie, verwirrt um sich blickend.

„Seien Sie ohne Furcht, verehrtes Fräulein,“ erwiderte Albert beruhigend; „Sie schwebten in einer großen Gefahr, der Sie durch Gottes Fügung glücklich entronnen sind.“

„Und wie kommen Sie hieher?“

„Entschuldigen Sie, Fräulein, meine Kühnheit, allein da außer mir niemand da war, um Sie in ihre Wohnung zurückzubringen, so unterzog ich mich dieser für mich eben so angenehmen, als ehrenden Aufgabe.“

„Das Vorgefallene,“ sprach Amalie indignirt, „war also eine abgefartete Sache! O, ich weiß, daß Sie mich mit Liebesanträgen

verfolgen, doch, mein Herr, Sie irren sich gewaltig, wenn Sie auf diese Art Ihren Zweck zu erreichen glauben. Bisher habe ich Sie nur bedauert, jetzt verachte ich Sie!"

„Gönnen Sie mir nur ein Wort der Rechtfertigung und verdammen Sie mich nicht ungehört. Ihr vielleicht gegründeter Verdacht verwundet meine empfindlichste Seite. Ihr bitteres, ungerechtes Urtheil würde sich ändern, wenn Sie nur die leiseste Ahnung gehabt hätten von der über Ihrem und Ihres Vaters Haupte schwebenden Gefahr. Hier der Beweis meiner Behauptung. Geruhen Sie diesen Brief zu lesen, sobald Sie in Ihrer Wohnung angekommen sein werden.“

„Mein Gott, was sagen Sie? Soll ich Ihnen glauben? Sollte dieser Mensch wirklich ein Betrüger gewesen sein? Ach, mein Vater! er wird mich bereits vermist haben. Sein Zorn wird fürchterlich sein. Und dann Er!“ —

Sie sank in die Kissen zurück und brach in Thränen aus. Für Albert war die Situation unerträglich. Sollte er sie trösten? Der Augenblick war ohne Zweifel dazu der unpassendste. Deshalb hielt er es für das Klügste, sie ihren eigenen Gefühlen zu überlassen.

Indessen war man, Dank dem in Aussicht gestellten Trinkgelde, vor Amaliens Wohnung angekommen. Der Kutscher hatte der Weisung gemäß den Weg nach der Gartenseite genommen und hielt vor der Thüre, welche der Fremde zu schließen vergessen hatte.

„Wir sind am Ziele, verehrtes Fräulein,“ sprach Albert, sich erhebend und den Kutschenschlag öffnend, „belieben Sie auszu- steigen und sich in Ihr Gemach zu verfügen.“

Mechanisch und willenlos folgte Amalie der Aufforderung und verschwand im Garten, nachdem sie die Thüre hinter sich verschlossen. Albert sah ihr traurig nach und folgte der abfahrenden Chaise nur langsam, denn das Wagengerassel war ihm höchst widerwärtig; er wählte deshalb zu seinem Wege die stillsten und dunkelsten Gassen. Es begann in seinem Innern die goldene Morgenröthe froher Hoffnungen anzubrechen; nun hatte er keinen Nebenbuhler, wenigstens keinen begünstigten, zu fürchten und hoffte wegen der anderen günstigen Chancen für seine Liebe das beste.

Amalie schritt in unbeschreiblicher Geisteszerrüttung durch den Garten. Ein Chaos der widerstreitendsten Empfindungen stürmte auf sie ein. Vor allem fürchtete sie die Strenge ihres Vaters, über dessen Haupt sie Schmach und Schande zu bringen im Begriffe gewesen. Im Bewußtsein ihrer Schuld beschloß sie, alles geduldig zu ertragen, da sie die Strafe doch verdient hatte. Sie vermuthete, das ganze Haus in Unordnung zu finden, denn der Vater mußte ihrer Vermuthung nach aus der Abendgesellschaft bereits zurück sein. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen herrschte völlige Ruhe, und an der Treppe harrete ihrer die alte Dienerin mit dem Lichte in der Hand.

„Heute sind Sie, Fräulein,“ rief sie ihr entgegen, „ungewöhnlich lange im Garten geblieben. Sie müssen sich sehr hüten, die Nachtlust könnte Ihrer Gesundheit nachtheilig werden!“

Beruhigt durch diesen freundlichen Rath, der eine völlige Unkenntniß des Geschehenen verrieth, betrat Amalie die Gemächer, worin alles noch in der vorigen Ordnung war. Ihr Vater war also noch nicht nach Hause gekommen. Sofort nahm sie den im Secretair liegenden Brief wieder an sich, warf sich erschöpft auf ein Sopha und überließ sich trüben Betrachtungen. Plötzlich erinnerte sie sich des von Albert empfangenen Papiers; sie zog dasselbe aus der Tasche und warf einen Blick auf die Adresse.

„Seine Schriftzüge!“ rief sie verwundert und öffnete das Billet. Wir wollen unseren Lesern den Inhalt desselben nicht länger vorenthalten. Es lautete, wie folgt:

„Sauberer Kumpan und getreuer Bundesgenosse

Durch die Zeitungen erfahre ich, daß Du im Hafen von Triest vor Anker gegangen. Du wirst vielleicht nicht die entfernteste Ahnung davon haben, daß ich in Deiner unmittelbaren Nähe mich aufhalte. So sind die Wege des Schicksals! Als Du mit der halben Beute an Bord in die See stachest, vergaßest Du eine ganz winzige Kleinigkeit, nämlich mich mitzunehmen. In Folge Deines vergeßlichen Charakters hatte ich einen sehr harten Stand. Man entdeckte meine Abwesenheit und das Deficit erstaunlich schnell und ich wurde scharf verfolgt. Zum Glücke glaubte man mich auf dem

Wege nach Amerika, und so gelang es mir, Dank den Goldfischen unseres gemeinschaftlichen Patrons, landeinwärts zu entfliehen.

Nach verschiedenen Kreuz- und Querzügen erreichte ich Laibach, wo ich, weil meine Geldmittel bereits auf die Neige gingen, meine Netze nach einem neuen Fange auswarf. Nach einigen fruchtlosen Versuchen zappelte ein Goldfischlein, die Tochter eines reichen, dickbäuchigen Kentiers, darin, und ich hatte die schönste Aussicht, ein reicher Familienvater zu werden, als plötzlich zwei Ereignisse einen Strich durch meine Rechnung zogen. Das Eine ist die Abneigung des Vaters meines Fischleins gegen eine Verbindung mit einem unbekanntem, wenn auch reichen und adeligen Banquierssohn — beide Titel hatte ich mir beigelegt — das andere die fatale Entdeckung, daß mein Aufenthalt hier, wo ich mich für ganz sicher hielt, bereits auspionirt worden ist. Hätte mich auch der erstere Umstand nicht im Geringsten abgeschreckt, so nöthiget mich doch der zweite, energische Maßregeln zu treffen. In Folge meiner Ueberredungskunst und durch eine nachdrückliche Appellation an die Liebe meiner einfältigen Zierpuppe brachte ich es so weit, daß sie sich zu einer Flucht mit mir entschlossen hat. War ich vorher entschlossen, sie dringenden Falls zu heirathen und nach einer Weile mit ihrem Vermögen in der Tasche zu verschwinden, so änderte ich jetzt meinen Plan, zu dessen Ausführung ich aber Deiner Hilfe bedarf. In der Ueberzeugung, daß Du mir, natürlich gegen die üblichen Procente, selbe nicht versagen wirst, theile ich Dir meinen Plan mit.

Morgen Abends nach Einbruch der Nacht fahre ich in einer gemietheten Equipage mit meinem Länbchen bis Adelsberg und will mich von dort erst mittelst der Eisenbahn nach Triest befördern lassen, um so jede Verfolgung wenigstens vorläufig zu vereiteln. In Triest angekommen, besteige ich Dein Schiff und richte von dort ohne Angabe des Ortes einen Brief an den Kentier, des Inhaltes, er könne seine Tochter gegen eine bedeutende Summe, die er an einem näher bezeichneten Orte deponiren wolle, auslösen. Der zärtliche Vater wird sich natürlich beeilen, meinem Wunsche zu entsprechen, denn seine Tochter ist sein Augapfel. Habe

ich das Geld in Händen, so bleibt es mir natürlich freigestellt, das hübsche Ding zu meiner Unterhaltung zu behalten, oder zurückzuschicken; auf Deinem Schiffe wird man sie wohl zuletzt suchen. Und zudem stehen wir nach Empfang des Geldes möglichst bald in die See, und jede Verfolgung ist unmöglich. Wie Du aus diesem kurzen Programme erschen kannst, verspricht der Handel einträglich zu werden und ist nebenbei mit keiner Gefahr verbunden. In der zuversichtlichen Erwartung, daß Du meinem Wunsche in allen Punkten nachkommen wirst, verbleibe ich bis auf Weiteres

Dein alter und erprobter Freund

Gustav Roden.

Amalie mußte alle ihr zu Gebote stehenden Kräfte aufbieten, diesen schändlichen Brief zu Ende zu lesen. Dann sank sie bewußtlos in das Sopha zurück, der Brief entfiel ihrer kraftlosen Hand und glitt an dem Reiskleid hinab zu Boden.

In diesem Zustande fand sie ihr um Mitternacht aus dem Kreise seiner Freunde in ziemlich weinseliger Laune heimkehrender Vater, der durch den Poeten heute ganz besonders unterhalten worden war. Nicht gering war sein Schreck über den Zustand seines einzigen Kindes; zuerst fiel sein Blick auf das am Boden liegende Papier; er hob es auf, und der Inhalt klärte ihn über das während seiner Abwesenheit Vorgefallene auf. Ein Räthsel blieb ihm nur noch der Umstand, daß seine Tochter sich noch hier befand. Diese schien in jenen Zustand verfallen zu sein, der zwischen Wachen und Träumen die Mitte hält. Allem Anscheine nach zogen düstere Bilder an ihrem Geiste vorüber, denn das arme Kind stöhnte und ächzte, wie in Todeszuckungen.

Um sie dieser qualvollen Lage zu entreißen, suchte sie der alte Herr aufzuwecken. Es gelang ihm. Sobald Amalie zum Bewußtsein kam und ihren Vater erblickte, senkte sie die Augen zu Boden und schluchzte laut.

Dem gutmüthigen Rentier, dessen Weinslaune plötzlich verschwunden war, traten gleichfalls Thränen in die Augen. War

er auch ein vortrefflicher und strenger Vater, ein hartes Herz besaß er nicht.

„Was ist Dir begegnet, mein Kind? begann er, ihre zitternde Hand fassend. Du hast Dich doch nicht so weit vergessen, das Haupt Deines alten Vaters mit Schmach und Schande zu bedecken? Sollte das der Fall sein, dann wehe Dir! Mein Fluch --“

„Halt ein, Vater!“ rief Amalie schluchzend, „sprich das Wort nicht aus, noch habe ich es nicht verdient. Ich habe mich zwar schwer gegen Dich versündigt, doch dafür bin ich ja gestraft genug. Vor Gott stehe ich noch rein da!“

„Dann komm an mein Herz, mein armes Kind! Ich wußte ja, daß mein einziges Kind nicht so ehrvergessen sein kann, um seinem Vater im Alter Schmach und Schande zu bereiten. Du mußt heute viel gelitten haben,“ fuhr er, sie betrachtend, fort. „Wo ist der Glende, daß ich ihn zermalme und ihm für künftighin die Lust benehme, dergleichen verruchte Pläne zu schmieden?“

„Ich weiß es nicht, doch entsinne ich mich, daß er, durch zwei Männer gezwungen, den Wagen verließ. Was weiter vorfiel, weiß ich nicht, denn ich fiel in Ohnmacht.“

„Erzähle, erzähle alles, mein theuerstes Kind!“ drängte der Alte.

„Als mein Bewußtsein zurückkehrte, saß neben mir im Wagen jener junge Mann, dem Du bei einer Gelegenheit seine Zudringlichkeit mit scharfen Ausdrücken verwiesen. Albert heißt er. Sofort entschuldigte er sich und übergab mir diesen Brief, der mir über alles Aufklärung geben sollte. Und wahrlich, eine fürchterliche Aufklärung!“

„Danken wir Gott, daß er die Pläne dieses Schurken nicht gelingen ließ.“ So sprach der Rentier, der gleich vielen seines Gleichen den guten Glauben hatte, daß Gottes Hand öfters in das Getriebe der menschlichen Werke fördernd oder hindernd eingreift. Dann fuhr er fort: „Allem Anscheine nach hat jener junge Mann einen nicht unbedeutenden Antheil an dem Rettungswerke. Wir müssen ihm dankbar sein und diese Dankbarkeit nicht mit

bloßen Worten beweisen. Doch Du bist erschöpft, mein Kind, begib Dich zur Ruhe, die Dir so nothwendig ist."

Amalie befolgte den gutgemeinten Rath ihres liebevollen Vaters. Was diesen selbst anbelangt, so äußerte er sich am folgenden Tage, noch nie eine Nacht so lang gefunden zu haben, wie die vergangene.

Am folgenden Tage war es seine erste Sorge, sich von dem Befinden seiner Tochter zu überzeugen; beim Eintritte in das Schlafgemach erschrak er nicht wenig über ihr blasses Aussehen und ihr äußerst abgespanntes Wesen. Der schleunigst herbeigerufene Arzt erklärte, daß ein Nervenfieber im Anzuge sei und das Fräulein vor allem sorgfältiger Pflege und Schonung bedürfe, wenn sie aufkommen solle. In der That ließ es der besorgte Vater an keiner von beiden fehlen, er wich nie von ihrem Bette, außer am ersten Tage, wo er Albert aufsuchte, um ihn persönlich wegen seines früheren barschen Benehmens um Vergebung zu bitten und ihm für die Rettung seines einzigen Kindes zu danken. An der abendlichen Tafelrunde erschien er auch nicht mehr, was von den andern Stammgästen um so schmerzlicher empfunden wurde, als sie ihn gekränkt zu haben glaubten.

Wir suchten wieder Albert und seinen Freund, den Poeten, auf. Wir treffen beide am Abende des folgenden Tages an dem gewöhnlichen Platze in der Sternallee. Das Gesicht des ersteren trägt einen heiteren Ausdruck, während der letztere sich gleichgeblieben ist.

„Also der Rentier,“ fährt der Poet im Gespräche fort, „hat Sie mit einem Besuche überrascht. Mein Freund, Ihre Actien steigen, wenn man auch darauf nicht viel bauen soll; sie können nämlich wieder fallen. Doch fassen Sie Muth, das Feld ist rein, nur geschickt den Angriff begonnen!“

„Leider ist das jetzt gar nicht möglich. Amalie ist durch die über sie hereingebrochenen Ereignisse so sehr erschüttert, daß sie von einer Krankheit befallen ist.“

„Wird nicht von Bedeutung sein. Die Frauen haben schwächere Nerven, als wir Männer. Deshalb werden sie auch eher

angegriffen, erholen sich jedoch eben so schnell. Uebrigens wären Ihre Werbungen jetzt gar nicht am Platze, ja Sie könnten sich dadurch alles verderben. Zuerst muß die blutende Wunde des Herzens heilen, dann wird dieses für andere Eindrücke wieder empfänglich werden. Apropos! Vergessen sie des Briefes nicht!“

„Richtig, da ist er! Wozu bedürfen Sie desselben? Wollen Sie ihn zum Andenken aufbewahren?“

„Nein, Freund! Derselbe muß nach Bremen geschickt werden, um als Beweis gegen den schurkischen Fremden zu dienen.“

„Unschätzbarer Freund. Sie sind der Urheber meines Glückes, nur Ihrem Scharfsinne und Ihrer Aufopferung habe ich es zu danken, daß ich meinem Ziele näher gerückt bin. Und doch treten Sie Ihren ganzen Antheil an dem Rettungswerke zu meinen Gunsten ab!“

„Mein ganzes Verdienst ist nicht der Rede werth! Und, unter uns gesagt, meine Handlungsweise und die Art, wie ich die Beweise erlangte und dem beabsichtigten Betrüge auf die Spur kam, ist mindestens verwerflich, so daß ich mich deren schämen sollte. Ich spielte die niederträchtige Rolle eines Intriguanten, ja eines feigen Spions, denn ich traf meinen Feind rücklings, offen trat ich ihm nie unter die Augen, und noch zu dieser Stunde kennt er seinen eigentlichen Feind nicht. Ein derartiger Sieg ist ein schmähhcher, die Mittel dazu mindestens verächtlich, und nur der Gedanke, Ihnen gedient und den Verbrecher dem Arme des Gesetzes überliefert zu haben, kann mich einigermaßen erheben. Deshalb, junger Freund, habe ich für Sie mehr gethan, als Sie glauben, denn ich habe mich Ihretwegen in meinen eigenen Augen sehr tief herabgesetzt. Und, glauben Sie mir, niemand ist elender, als derjenige, der sich selbst verachten muß!“

Albert sah die Wahrheit des Gesagten und die Größe des Opfers ein und drückte seinem Freunde stumm die Hand, dann fuhr er mit sehr bewegter Stimme fort:

„Nie, so lange ich lebe, werde ich Ihrer vergessen. Kann ich Ihnen je nützlich sein, so zählen Sie unter allen Umständen

auf mich. Das schwöre ich Ihnen beim Andenken an den gestrigen Tag.“

„Schwören Sie nicht, Freund!“ sprach dieser lächelnd. „Des Menschen Gemüth ist wandelbar, vergeßlich sein Sinn. Uebrigens wünsche ich Ihnen den besten Erfolg. Was mich anbelangt, so ziehe ich Morgen nach Oberkrain, um ein paar Monate in den Gebirgen herumzuklettern und die Schönheiten unseres Vaterlandes zu bewundern. Treffe ich Sie bei meiner Rückkehr noch hier, so will ich Sie auffuchen, wenn nicht, nun dann — leben Sie wohl!“

Und fort war er. Albert sah ihm mit wehmüthigen Empfindungen nach, sein Herz war zum Zerspringen voll, er sah seinen besten Freund scheiden.

Bald vermifste man den Poeten in der Sternallee und in den Cafés, wo er als ein stets „flotter“ Geist und „vortrefflicher Brotsitzer“ seinen Platz so gut ausgefüllt hatte. Allein die Eindrücke sind sehr leicht und nach wenigen Wochen war seine Abwesenheit kaum mehr bemerkbar, nur seine intimsten Freunde und gewesenen Studiengenossen sprachen noch dann und wann von ihm, als einem

„Helden der Sternallee.“

Schluss.

Seit den zuletzt geschilderten Ereignissen sind über sechs Monate verflossen. In den Badeorten waren bereits alle Anstalten zur Aufnahme und Bequemlichkeit der Curgäste getroffen, von denen trotz der noch nicht sehr heißen Temperatur bereits eine bedeutende Anzahl erschienen war.

Der kleine, aber nichts desto weniger von allen guten und schlechten Poeten nach jeder Seite hin sattfam besungene Ort Bel des erfreute sich ebenfalls einer, wenn auch nicht großen, so doch sehr gemischten Anzahl von Gästen aus allen Schichten der menschlichen Gesellschaft. Hier plauderte eine Gruppe junger und alter Herren und Damen, dort amüfirte sich ein spleensüchtiges

Engländerpaar mit dem Fange kleiner Fische, dort wieder betrachtete eine andere Gruppe durch Perspective, Stecher, Operngucker u. s. w. das imposante Panorama der im Hintergrunde aufgethürmten Gebirge, während eine vierte Gruppe es vorzog, über den ruhigen Wasserspiegel des blauen See's der Insel zuzusehen.

Unter der letztern finden wir bekannte Persönlichkeiten. Jener beleibte Herr am Vordertheile der breiten, fast unförmigen Barke, der fortwährend in Gefahr schwebt, das Gleichgewicht zu verlieren, und deshalb die goldene Mitte zu behaupten strebt, ist der gemüthliche Rentier, dessen Bekanntschaft wir an der Tafelrunde gemacht. Jenes zarte Wesen von schwärmerischem Aussehen, wenn auch noch etwas blassem Teint, welches an der einen Seite des Tischchens auf der schmalen, schwankenden Bank Platz genommen, ist des ersteren Tochter, die anmuthige, liebreizende Amalie, und der dritte ihr gegenüber befindliche, von Glück strahlende junge Mann ist, so unglaublich es auch scheinen mag, ihr Verlobter Monsieur Albert.

Halt, halt! Ich lasse mich nicht dupiren!

Gott bewahre! Es ist die reine Wahrheit. Hören Sie:

Amalie war in Folge der Ereignisse jener Nacht heftig erkrankt. Trotz der zärtlichen Pflege von Seite der treuen Dienerin hielt die Krankheit hartnäckig an, weil sich, wie der Arzt ganz richtig vermuthete, zu dem leiblichen Uebel noch ein geistiges Leiden gesellt hatte. Auch fürchtete sie, zum Gegenstande des Stadtgesprächs zu werden, und alle Versicherungen, daß ihr Abenteuer in der Stadt durchaus unbekannt sei, weil die Vorkehrungen allzu gut getroffen worden waren, konnten sie nicht ganz beruhigen.

Eines Tages erkundigte sich die Kranke, die bereits der Besserung entgegen ging, ganz unvermuthet, ob der junge Mann, der sie gerettet, noch in Laibach wohne. Der Alte, der alle ihre Winke zu errathen sich bemühte, sah darin eine Andeutung, Albert zu einem Besuche einzuladen, ein Wunsch, den der letztere nach einigen schüchternen Einwendungen zu erfüllen sich beeilte. Bei seinem Eintritte ruhte Amalie auf ihrem Fauteuil. Ihr Antlitz trug deutliche Spuren der ausgestandenen Leiden, der Teint zeigte

eine beinahe durchsichtige Blässe. Gerade diese fast überirdische Erscheinung an ihr fesselte Albert und bezauberte ihn so sehr, daß er ganz verwirrt, wie ein Schulknabe, vor ihr dastand, ohne auch nur ein Wort hervorbringen zu können.

Der Rentier, der unterdessen seine Ansichten zu Gunsten Alberts geändert hatte, zwar nur insoferne, als es Amalie, sein liebes, armes Kind, auch gethan hatte, klopfte ihm auf die Schulter und zog ihn mit seinem gewöhnlichen derben Wesen in ein Gespräch.

Albert blieb lange, kam dann öfter, je mehr sich Amaliens Zustand besserte, und ward endlich der vertrauteste Hausfreund.

Die Eiserinde, die des Mädchens Herz seit jenem Ereignisse umgab, thaut allmählig auf, sie selbst begann wieder zu leben was den Alten derart entzückte, daß er einmal plötzlich Albert in seine Arme schloß und ihn zum zweiten Male den Retter seines geliebten Kindes nannte. Dieser gab sich indeß alle nur erdenkliche Mühe, das Andenken an seinen einstigen Nebenbuhler aus dem Sinne Amaliens zu verdrängen. Es gelang ihm nur allmählig, denn der Eindruck der ersten wahren Liebe ist schwer vertilgbar. Hier war indeß das Gefühl des Hasses gegen den Betrüger stärker, als das der Liebe, und so fanden Alberts Worte und sein schätzenswerther Charakter bei dem Mädchen volle Wüthung. Dazu gesellte sich auch das Gefühl der Dankbarkeit. Beide wurden Freunde und von der Freundschaft bis zur Liebe ist bekanntlich nur ein Schritt. Dem Rentier war dieses keineswegs entgangen, doch hütete er sich, ein Wort des Mißfallens zu äußern, theils, um sein Kind nicht noch einmal dem Tode nahe zu bringen, theils weil er jetzt Alberts vielseitige Kenntnisse kennen gelernt hatte. Sollte er daher seinem Kinde gefallen, so sollte sie ihn seinetwegen haben.

Unterdessen war die Bade-Saison herangekommen, und da der Arzt eine Luftveränderung angerathen hatte, so beschloß der Rentier, den Sommer und einen Theil des Herbstes in Bädern zuzubringen. Da fand sein Kind Gelegenheit, sich zu zerstreuen, was für ihren Zustand sehr nothwendig erschien.

Die Trennungsstunde nähete heran. Die beiden jungen Leute sahen ihr mit Bangen entgegen. Es galt vielleicht Scheiden für immer, denn der Rentier wollte keinesfalls nach Paibach zurückkommen, sondern ein Landstädtchen oder eine größere Stadt in Steiermark zu seinem Aufenthalte wählen.

Bisher hatten sich die jungen Leute ihre gegenseitige Neigung noch gestanden; solche Momente, wie der besprochene, sind indeß gewöhnlich die entscheidenden, denn die bisher sorgfältig verheimlichten Gefühle brechen sich da gewaltsam Bahn. Dieses passirte auch unsern Liebenden. Beim Abschiede konnte keiner ein Wort hervorbringen; plötzlich sprang Amalie auf Albert zu, umarmte ihn und begann beinahe zu schluchzen.

„Nun, nun, mein Mädchen!“ ließ sich plötzlich die Stimme des Rentiers aus einem Nebenzimmer vernehmen, wo er unversehens die Scene beobachtet hatte. „Mach kein so saures Gesicht! Wollt Ihr bei einander bleiben, nun — so bleibt meinetswegen, vorausgesetzt, daß der junge Freund Zeit dazu hat, um mit uns nach Beltes zu ziehen. Wir wollen schon dafür sorgen, daß er Urlaub auf unbestimmte Zeit erhält. Ist's so recht, Kinder?“

Keines von beiden konnte vor Rührung ein Wort sprechen; Amalie fiel ihrem Vater um den Hals, während das Gesicht Alberts vor Freude strahlte.

Des andern Tages wurde die Reise angetreten, und so gelangten alle glücklich nach Beltes, wo sie eine beliebig lange Zeit zu verweilen gedachten. Daß den beiden Liebenden hier die Zeit immer zu kurz war, brauchen wir kaum zu erwähnen, eben so wenig ist es zu bezweifeln, daß dem alten Herrn seine Lieblingsgerichte auch hier eben ganz vorzüglich schmeckten.

Und jetzt?!

Jetzt lebt das junge Paar vereint und glücklich in einem Städtchen Steiermarks. Der Rentier ist zum gemüthlichen Schwiegervater geworden und läßt sich die Zeitungsartikel von seinem Schwiegersohn expliciren, der darin bereits eine erstaunliche Uebung erlangt hat, schmaucht gelassen seinen Knaster aus dem beliebten Meer-schaumkopfe und läßt seine Augen mit besonderem Wohlgefallen auf den kleinen runden Händen seiner Tochter ruhen, welche eifrig beschäftigt sind, einem halbvollendeten Kinderhäubchen eine allerliebste Form zu geben. Aus Paibach erhält die glückliche Familie häufig Briefe von Fanny, die jetzt nicht mehr Grund hat, über den Mangel an Liebe von Seite Ihres Mannes zu klagen, denn derselbe hat sich zur größten Freude des Onkels vollständig gebessert, als er das Schicksal seines gewesenen Freundes erfahren hatte.



